Puschmann, Theodor,

Leonie Erzählung von Theodor Puschmann

Breslau 1897

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29 Kaufingerstraße 29.

:. 1896. 2000.

<36620219560016

Theodor Puschmann.

Leonie.

Leonie.

Erzählung

von

Theodor Puschmann.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst= und Verlags=Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1897. New=York: Gustav E. Stechert

I.

„Wissen Sie schon, daß uns Ihre schöne Schwiegertochter Leonie demnächst auf längere Zeit besuchen wird? Mein Gatte und ich freuen uns sehr, daß unser einsames Haus dadurch wieder einmal belebt werden wird."

„Ich sollte Ihnen für diese liebenswürdige Einladung Dank sagen; aber es fällt mir schwer. Eine dunkle Ahnung drohenden Unheils schnürt mir das Herz zu."

„Sie lieben Ihre Schwiegertochter nicht und beurtheilen ihre kleinen Fehler zu hart. Andere Menschen sind entzückt von ihrer anmuthigen Erscheinung, ihrer liebenswürdigen Heiterkeit und ihren gesellschaftlichen Talenten."

„Vielleicht bin ich ungerecht gegen sie? Vielleicht bin ich die Einzige, die sie völlig durchschaut? Ich hatte dazu mehr

Gelegenheit, als die übrigen Menschen. Ich habe sie in der Todesstunde ihres Mannes, meines unvergeßlichen Sohnes, gesehen."

„Warum wecken Sie diese trüben Erinnerungen?"

„Lassen Sie mich davon sprechen! Der Gedanke an meinen Sohn erfüllt mich stets. Ich wurde, wie Ihnen bekannt ist, Wittwe, als er noch ein Kind war. Ich gab ihm eine vortreffliche Erziehung, und die Zeugnisse seiner Lehrer machten mich stolz und prophezeiten ihm eine glänzende Zukunft Und er hat die Erwartungen, die man damals von ihm hegte, bald erfüllt. Schon im Alter von 25 Jahren erfuhr er die Auszeichnung, daß ihm die Regierung auf Antrag des Sachverständigen die Leitung der Restaurirungs-Arbeiten am alten Schlosse zu Hertenried übertrug, jenem merkwürdigen Baue des 14. Jahrhunderts, der noch vor Kurzem eine Ruine war und jetzt die Bewunderung aller Fremden erregt. Damit begründete mein Sohn seinen Ruf als Architekt. Er erhielt dann mehrere große Aufträge,

baute Villen und Stadthäuser und entwarf Pläne zu neuen Unternehmungen. Rastlos thätig, am Tage mit der Besichtigung seiner Bauten, Abends bis in die tiefe Nacht mit Zeichnungen und Entwürfen beschäftigt, fand er kaum jemals Zeit zu seiner Erholung. Wie selten war es ihm vergönnt, den Vergnügungen der Jugend nachzugehen! Wie glücklich war er, wenn er mit mir über seine Arbeiten sprechen konnte! Welche Bescheidenheit zeigte er, wenn von seinen Leistungen die Rede war! Und wie strahlten seine Augen, wenn er mir mittheilen konnte, daß ihm die Lösung einer schwierigen künstlerischen Frage gelungen war! Damals gehörte er mir, mir ganz allein. — Da lernte er Leonie kennen, und schon nach wenigen Tagen erklärte er mir, daß er sie heirathen wolle. Er war 30 Jahre alt, in angesehener Lebensstellung und durfte wohl daran denken, eine Familie zu gründen. Leonie war Amerikanerin von Geburt und lebte mit ihrer Mutter, einer kränklichen Dame, seit zehn Jahren in unserer Stadt. Ihr Vater soll in

Brooklyn ein kaufmännisches Geschäft betrieben haben und dort gestorben sein. Leonie zählte 18 Jahre und war mit Schönheit und anderen Vorzügen reich ausgestattet. Ich war nicht erstaunt, daß mein Sohn von ihr gefesselt worden war; denn ich theilte seinen Geschmack und hätte als Mann mich ebenfalls in sie verliebt. Die Hochzeit fand statt, und nach einem Jahre wurde Leonie Mutter eines lieblichen Knaben, unseres Emil; das eheliche Glück meines Sohnes schien vollkommen. Wenn ich mit ihm darüber sprach, so pries er die herrlichen Eigenschaften seines geliebten Weibes mit begeisterten Worten. Aber allmählich wurde er ernster. Er schwieg, wenn ich von Leonie redete, und sein Gesicht wurde bleicher und faltenreicher. Er habe geschäftliche Sorgen, hieß es, sobald ich Bemerkungen über sein verändertes Aussehen machte. Ich wurde dadurch nicht getäuscht; denn das Auge der Mutter sieht scharf. Ich erkannte, daß zwischen meinem Sohne und Leonie nicht mehr Alles so war, wie ehedem. Er vergrub sich in seinen Arbeiten und

suchte sich durch unermüdliche Thätigkeit zu betäuben. Wenn ich ihn voll Besorgniß um seine Gesundheit mit Bitten bestürmte, mir doch anzuvertrauen, welcher Kummer ihn bedrücke, so schwieg er. ‚Laß das,‘ erwiderte er dann, ‚ich fühle mich wohl, habe ich nicht ein liebes Kind, ein schönes Weib und Dich, meine gute Mutter?‘ — Leonie wurde eine gefeierte Modedame; sie trug kostbare Toiletten und fehlte bei keiner Festlichkeit. Obwohl sie außer einer ziemlich bescheidenen Ausstattung keine wesentliche Mitgift von ihrer Mutter erhalten hatte, stellte sie doch die höchsten Ansprüche an das Leben und umgab sich mit einem Luxus, für den selbst die reichen Einnahmen meines Sohnes nicht immer auszureichen schienen."

„Die Gesellschaften in dem Hause Ihres Sohnes bildeten einen Anziehungspunkt für alle künstlerischen und wissenschaftlichen Kreise. Selbst die hohe Aristokratie verkehrte dort gern, vor Allem der schöne Prinz Eduard."

„Ach! Sie haben von den Gerüchten gehört, die darüber im Umlauf waren?"

„Es liegt mir vollständig fern, zu glauben, daß die Beziehungen zwischen dem Prinzen und Leonie andere als die achtungsvoller Freundschaft waren. Ich begreife es, daß der Prinz mit Vergnügen ein Haus besuchte, in welchem ein ungezwungener geistiger Verkehr herrschte, und mit einer schönen Frau plauderte, die ihm den Blick in eine Welt eröffnete, welche von derjenigen sehr verschieden war, in der er zu leben gewohnt war."

„Und Leonie fühlte sich durch die Auszeichnungen, die ihr der Prinz erwies, geschmeichelt und erweckte dadurch leider manchmal den Eindruck, als ob ihr Herz dafür dankbar sei."

„Leonie ist zuweilen unvorsichtig mit ihren Aeußerungen und ihrem Benehmen; sie ist noch ein halbes Kind."

„Sie hat sich dadurch schon mehrere Male in eine unangenehme Lage gebracht. Wie peinlich war es für uns, als sie sich vom Maler Saul überreden ließ, auf dem Costümfeste der Künstler ein Kleid zu tragen, das dieser für sie gezeichnet hatte, ein Kleid, welches die Schönheit ihres Körpers fast gänzlich enthüllte!"

„Wir haben uns darüber gewundert, Frau Baronin, daß Ihr Sohn sie nicht davon abgehalten hatte.“

„Er wußte Nichts davon; denn sie wollte ihn damit überraschen. Auch hätte er sie nicht daran gehindert; denn er vermochte nicht, ihr einen Wunsch zu versagen.“

„Liebte sie ihren Mann denn nicht? Hätte sie ihm eine Bitte unerfüllt gelassen?“

„Das weiß ich nicht. Konnte sie sich ja nicht einmal entschließen, während der letzten Krankheit ihres Gatten den Gesellschaften fernzubleiben! Mein Sohn bekam infolge der Anstrengungen seines Berufes eine Gehirnhaut-Entzündung, an der er schon nach vier Tagen starb. Mir hat man von seiner Erkrankung erst in der Nacht seines Todes Nachricht gegeben. Als ich zu ihm eilte, hatte er bereits das Bewußtsein verloren und erkannte mich nicht mehr. Neben seinem Bette kniete Leonie im tief ausgeschnittenen Salon-Kleide, das sie in der Abendgesellschaft beim Grafen Arosa getragen hatte, aus welcher sie erst kurz vorher zurückgekehrt war. Sie hatte die Pflege

2*

ihres kranken Gatten einer alten einfältigen Magd überlassen und brachte es über sich, mit fremden Leuten zu scherzen und zu lachen, während er im Todeskampfe lag. In jenem Augenblicke, als ich das genußsüchtige Weib neben ihrem sterbenden Gatten sah, stieg der entsetzliche Zweifel mir auf, ob sie nur unbesonnen oder ob sie herzlos ist. Seit jener Zeit ist sie mir fremd geworden. Es war ihre Pflicht als Gattin, am Krankenlager meines Sohnes auszuharren. Sie hat diese heilige Pflicht verletzt. Wie gerne hätte ich sie erfüllt, wenn man mich früher hinzugerufen hätte!"

„Durch den Tod Ihres Sohnes wurde Leonie wohl tief erschüttert?"

„Sie schluchzte und weinte und fiel aus einer Ohnmacht in die andere; aber mir erschienen diese excentrischen Aeußerungen eines Schmerzes, an dessen Aufrichtigkeit ich nicht mehr glaubte, widerlich."

„Hinterließ Ihr Sohn seiner Wittwe ein bedeutendes Vermögen?"

„Leider so gut wie Nichts. Der verschwenderische Haushalt, den Leonie

geführt hatte, und ihre Putzsucht hatten die großen Summen, die mein Sohn verdiente, verzehrt. Er rechnete auf ein langes Leben, welches ihm Zeit zum beständigen und vermehrten Erwerb lassen werde, und versäumte es darüber sogar, durch Betheiligung an einer Versicherungs-Gesellschaft seiner Familie ein Capital zu schaffen. Aus diesem Grunde hielt ich mich für verpflichtet, ihr die Hälfte meiner Einnahmen zu überweisen, welche sie seit dem Tode meines Sohnes bezieht. Diese Summe genügt für ihren standesgemäßen Lebensunterhalt, sowie für die Erziehung ihres Kindes; aber sie beträgt kaum den vierten Theil dessen, was sie bisher auszugeben gewohnt war. Leonie ist daher genöthigt, jetzt auf manchen Wunsch Verzicht zu leisten, dessen Erfüllung sie früher als selbstverständlich betrachtete."

„Sie hat in der Pflege und Erziehung des kleinen Emil eine Aufgabe, die sie dem nichtigen Treiben des Gesellschaftslebens entziehen wird."

„Wolle Gott, daß sie darin ihre Befriedigung findet! Zu meinem Bedauern

werde ich abgehalten, ihr dabei so thatkräftig beizustehen, als ich möchte; denn Leonie geht mir seit dem Tode meines Sohnes aus dem Wege und meidet mich soviel als möglich. Es ist, als ob sie das Bewußtsein des Unrechts bedrücke, dessen sie sich gegen meinen Sohn schuldig gemacht hat."

„Ich werde trachten, Frau Baronin, daß Sie und Leonie einander wieder näher treten. Vergessen und vergeben ist ja unser Aller Pflicht. Das menschliche Leben ist zu kurz, als daß wir lange Zeit unversöhnlich bleiben dürfen. Sie sind mit Leonie verbunden durch die Erinnerungen an einen Todten, den Sie Beide geliebt haben, und durch die Hoffnungen auf die Zukunft eines jungen Lebens, das Ihnen Beiden als Vermächtniß hinterlassen worden ist."

„Sie sind also durch meine Mittheilungen nicht abgeschreckt worden, Leonie in Ihrem Hause aufzunehmen?"

„O nein! Ich halte sie trotzdem für ein herziges, liebenswerthes Wesen, das bei manchen kleinen Fehlern einen edlen Kern besitzt, und will versuchen, die häß-

liche Meinung, die Sie von ihr hegen, zu verscheuchen!"

Die Baronin Seldern, Leonies Schwiegermutter, war eine Dame von vornehmer Haltung, auf deren Gesichtszügen die Erfahrungen des Lebens eine starre, fast mitleidslose Strenge niedergeschrieben hatten. Sie hatte die Sechzig bereits weit überschritten; aber ihr volles, dunkles Haar, welches nur wenige Silberfäden zeigte, ließ sie jünger erscheinen.

Ihre Freundin, mit welcher sie das Gespräch über Leonie geführt hatte, war die Gattin des Professors Rather, des berühmten Geschichtsforschers, welcher an der ersten Universität des Landes eine Lehrkanzel versah und durch seine Beziehungen zum Hofe, die er als ehemaliger Lehrer des Kronprinzen gewonnen hatte, auch in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnahm. Sie hatte einige Tage in Mönchberg, ihrer Vaterstadt, zugebracht und war im Begriff, wieder nach Berlin, ihrem jetzigen Wohnort, zurückzukehren, als ihr die Baronin diese Eröffnungen über Leonie machte.

II.

Professor Rather besaß ein kleines elegantes Haus in einer stillen Vorstadt der Residenz, welches, von einem wohlgepflegten Garten umgeben, dem Gelehrten die erwünschte Ruhe für seine Studien gewährte. Das Schlößchen, wie es in der Nachbarschaft genannt wurde, war von einem französischen Emigranten im Empire-Stil erbaut worden und seit wenigen Jahren im Besitz des Professors, der es mit seiner Gattin allein bewohnte.

Er war eine kräftige, schöne Männergestalt von 45 Jahren, aus deren tiefblauen Augen ein reiches Gemüthsleben sprach, während die trotzigen buschigen Augenbrauen und die eckigen scharfgeschnittenen Linien seiner Backenknochen ihm den Ausdruck der rücksichtslosen Energie verliehen. Ein aschblonder Vollbart um-

rahmte sein Gesicht und verdeckte einen widerwärtigen Zug, der zuweilen um seine Mundwinkel spielte und bald Spott, bald Verachtung zu bedeuten schien.

Rather stammte von armen Bauern ab und hatte seine Studien unter vielen Entbehrungen vollendet. Fleiß, Talent und Ehrgeiz brachten ihn rasch empor. Mehrere historische Arbeiten, welche er veröffentlichte, während er die bescheidene Stellung eines Lehrers am Gymnasium in Möndhberg bekleidete, lenkten die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf ihn und bewirkten, daß die Regierung ihm zu seiner weiteren Ausbildung ein Stipendium verlieh, welches er zu einer Studienreise nach Italien und Griechenland benutzte.

Damals lernte er in Rom seine spätere Frau kennen, die mit ihrem Vater die dortigen Museen besuchte. Rather diente ihnen dabei als kundiger und willkommener Führer und begleitete sie auf ihren Ausflügen in die Umgegend.

Obwohl er in derselben Stadt lebte, wie Kaufmann Feller und seine Tochter, so hatte er doch früher keinen persönlichen Verkehr mit ihnen gehabt; aber nach ihrer

Rückkehr nach Möndberg wurde er ein gern gesehener Gast in ihrem Hause.

Feller gehörte zu den reichsten Leuten der Stadt und übte großen Einfluß auf seine Mitbürger aus. Seine Tochter Marie hatte bereits mehrere Heiraths-anträge, die ihr von Männern in angesehenen Lebensstellungen gemacht worden waren, abgelehnt und schien es vorzuziehen, unvermählt zu bleiben. Sie fühlte sich nicht wohl in der gesellschaftlichen Schicht, in der sie aufgewachsen war, und widmete ihre Zeit hauptsächlich der Malerei. Die Natur hatte ihr dafür eine beachtenswerthe Begabung verliehen, welche durch den Unterricht eines tüchtigen Lehrers soweit entwickelt worden war, daß sie ihre Freunde von Zeit zu Zeit mit kleinen allerliebsten Aquarell-Bildern von ihrer Hand erfreuen konnte.

In Rather fand sie eine Seele, die, wenn auch nicht die gleichen, so doch ähnliche Interessen verfolgte, wie sie selbst. Als sie ihm ihr Jawort gab, war die ganze Stadt überrascht; denn man hatte nicht erwartet, daß sich Fräulein Marie Feller, um welche sich noch kurz

vorher ein Graf von altem Adel, der als Rittmeister bei den Kürassieren stand, vergeblich beworben hatte, mit einem einfachen Gymnasiallehrer begnügen würde. Auch ihr Vater hatte sich einen Schwiegersohn in einer höheren Stellung gewünscht und gab nur mit geringer Freude seine Einwilligung zur Heirath.

Die finanzielle Lage, in welche Rather dadurch gelangte, ermöglichte es ihm, sich gänzlich den wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Auf Wunsch seiner Frau habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Jena, von wo er nach wenigen Jahren als ordentlicher Professor nach Berlin berufen wurde.

Seine Gattin stand ungefähr im gleichen Alter, wie er, machte aber den Eindruck, als ob sie älter wäre. Schwere Krankheiten, die sie in den ersten Jahren ihrer Ehe zu überstehen hatte, der plötzliche Tod ihres Vaters, der vor ihren Augen von einem Eisenbahnzuge überfahren wurde, ein langwieriger Erbschaftsproceß gegen ihre Brüder, in welchem sie ihre Rechte vertheidigen mußte, und manche andere Erlebnisse hatten ihre Gestalt vor

der Zeit gebeugt und ihr Gemüth verdüstert.

Sie begann, sich von den Menschen zurückzuziehen, und suchte die Einsamkeit, in der sie ihren Gedanken nachhängen konnte. Aengstlich vermied sie es, neue Bekanntschaften zu machen, und jedes fremde Gesicht bereitete ihr Verlegenheiten.

Das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt war ihr eine Qual; denn sie vermißte dort die Herzlichkeit, die man ihr in ihrem Heimatsorte entgegenbrachte, wo man sie seit ihrer Jugend kannte und ihre Familie schätzte. Da sie ein verschlossenes und schwer zugängliches Wesen hatte, so wurde jede Dame, die sich ihr nähern wollte, zurückgeschreckt. So kam es, daß sie keine Freundin gewann und in ihrem Wohnsitz fremd blieb, wie am Tage ihrer Ankunft.

Anfangs hatte sie mit ihrem Gatten Gesellschaften besucht; später aber blieb sie denselben fern unter dem Vorwande, daß sie leidend sei. Der Professor war durch seine amtliche Stellung verpflichtet, sich hier und dort zu zeigen, und folgte den Einladungen, die er nicht umgehen konnte.

Allmählich gewöhnte man sich daran, ihn überall allein zu sehen, und fast hätte man vergessen, daß er überhaupt verheirathet war, wenn er nicht zuweilen mit seiner Frau im Theater erschienen wäre.

Diese Verhältnisse, welche von ihr herbeigewünscht worden waren, hatten Unzuträglichkeiten im Gefolge, die ihr bald peinlich wurden. Sie bemühte sich, ihnen zu entgehen, indem sie jeder Begegnung mit früheren Bekannten auswich; aber die Unmöglichkeit, dies beständig durchführen zu können, veranlaßte sie schließlich, einen großen Theil des Jahres fern von der Hauptstadt zu verbringen.

Sie überließ die Leitung ihres Hauswesens, für das sie niemals ein tiefgehendes Interesse gezeigt hatte, einer alten Haushälterin und begab sich auf Reisen. Den Sommer verlebte sie in Tirol oder in der Schweiz, den Winter fast immer in Italien. Am liebsten aber verweilte sie in Mönchberg, wo sie zahlreiche Freundinnen aus früherer Zeit um sich versammelte und wieder heiter und lebensfreudig war wie ehemals.

Sie war seit sechzehn Jahren mit Rather vermählt; aber ihre Ehe war kinderlos geblieben. Der Himmel hatte ihnen den schönsten Segen versagt, welcher der Verbindung zwischen Mann und Frau einen äußeren Ausdruck giebt. Wenn sie dies zuweilen schmerzlich beklagten, so suchten sie sich durch den Gedanken zu trösten, daß Niemandem auf der Erde ein vollkommenes Glück beschieden ist.

Rathers Ehe war in das Stadium einer wohlwollenden Freundschaft getreten. Die beiden Ehegatten gingen nicht für einander und auch nicht mit einander, sondern nur noch neben einander durch's Leben. Sie kannten ihre gegenseitigen Fehler und beurtheilten sie schonend und voll Theilnahme.

Nach Außen athmete ihr Verhältniß eine ungetrübte Zufriedenheit. Niemand hatte jemals ein Wort des Streites zwischen ihnen vernommen. Jeder pries ihre Ehe als ein Beispiel, daß Gatten sich gegenseitig jede mögliche Freiheit zugestehen und doch im herzlichsten Einvernehmen mit einander leben können.

Professor Rather war kein Stuben-

gelehrter. Er hatte sich zu viel in der Welt bewegt, als daß er vergessen konnte, daß die Bestrebungen und Leistungen anderer Menschen den gleichen Anspruch auf Beachtung hatten, wie seine eigenen; aber er war eitel und ehrgeizig und suchte sich und seine Verdienste überall zur Geltung zu bringen. Dabei vergaß er manchmal, wie viel er dem Vermögen seiner Frau verdankte, welches ihn von der Sorge um's tägliche Brot befreit und ihm den Anfang seiner Carriere erleichtert hatte.

Männer seiner Art, welche sich aus der Hefe des Volks losgelöst und zu einer gewissen Höhe emporgearbeitet haben, sind leicht geneigt, dies lediglich der eigenen Tüchtigkeit zuzuschreiben und die Bedeutung der günstigen Verhältnisse, welche sie dabei unterstützten, zu unterschätzen. Das Publicum bestärkt sie in dieser irrigen Meinung, weil es die geheimen Hilfsmittel und verborgenen Triebfedern, welche jene Glücklichen anwendeten, nicht sieht und nur ihre Schöpfungen in's Auge faßt. Aber wie Viele leisten dasselbe und bleiben gleichwohl unbeachtet, weil

niemals ein Sonnenstrahl des Glückes auf sie fällt? —

Rather liebte es nicht, wenn man ihn an seinen verstorbenen Schwiegervater erinnerte, da er darin eine unzarte Anspielung auf die finanzielle Beihilfe witterte, die ihm dieser einst gewährt hatte. Gleichwohl verschmähte er es nicht, von den Annehmlichkeiten und dem Luxus Gebrauch zu machen, welchen das beträchtliche Vermögen gestattete, das jener seiner Tochter hinterlassen hatte. Allerdings war der Gehalt, den er vom Staate bezog, mit den Collegien-Geldern und Prüfungs-Taxen und einigen anderen Nebeneinnahmen mehr als genügend zur Führung eines großen Hauswesens, aber er wäre nicht im Stande gewesen, damit ein Palais, wie er es besaß, zu kaufen, behaglich einzurichten und mit auserlesenen Kunstschätzen anzufüllen, Dienerschaft zu halten und kostspielige Reisen zu unternehmen, wie er es in den Ferien zu thun gewohnt war.

Seine Frau pflegte ihm dies vorzuhalten, wenn sie bei übler Laune war, und erzeugte dadurch in ihm eine Er-

bitterung, die sich bei anderen Gelegenheiten Luft machte und den ehelichen Frieden beständig bedrohte.

Rather verkehrte nicht so sehr mit seinen Collegen, als mit Personen, die seinem Beruf fernstanden. Er behauptete, daß ihn dies vor der Einseitigkeit schütze, an welcher die meisten Gelehrten leiden.

Die beständige Abwesenheit seiner Frau veranlaßte ihn, Abends oft auszugehen und Gesellschaften und Gasthäuser zu besuchen. Er fand hier einen Kreis von Schriftstellern und Künstlern, vorzugsweise Schauspielern, denen er sich anschloß. Man besprach dort die Tagesereignisse, kritisirte die litterarischen und künstlerischen Erscheinungen und colportirte den pikanten Klatsch. Zuweilen erschienen auch Damen in der Gesellschaft, welche ihre Gatten nach dem Besuch des Theaters dorthin begleiteten, junge, schöne geistvolle Frauen oder Künstlerinnen, die sich hier nach einer anstrengenden Rolle ausruhten. Sie trugen wesentlich zur Belebung der Unterhaltung bei und erhöhten den Reiz, den diese Zusammenkünfte durch ihre geniale Ungezwungenheit ausübten.

Rathers Collegen zollten seinen wissenschaftlichen Verdiensten ebenso große Anerkennung wie der Gewandtheit und Eleganz seiner Umgangsformen. Durch sein conciliantes Wesen verstand er es, die Gegensätze zu versöhnen und die studirende Jugend in Ordnung zu halten. Man hatte ihm bereits mehrere Male akademische Ehrenämter übertragen, die er mit Würde und zum Besten der Hochschule versehen hatte.

Vom großen Publicum kannten ihn nur Wenige persönlich; denn er hatte es verschmäht, eine politische Thätigkeit auszuüben, und er hielt sich auch von geselligen Vereinen fern. Man hörte und las seinen Namen zuweilen in den Zeitungen, wo er stets mit gebührender Achtung genannt wurde.

III.

Leonie wurde von Frau Professor Rather, die für Alles, was von Mönchberg kam, eine unbegrenzte Vorliebe äußerte, mit aufrichtigem Wohlwollen aufgenommen. Es wurden ihr zwei Zimmer des Erdgeschosses, die durch eine Thüre mit dem Garten verbunden waren, eingeräumt. Ein photographisches Brustbild ihres verstorbenen Gatten und einige Ansichten von Mönchberg und seiner Umgebung, die noch kurz vor ihrer Ankunft an den Wänden angebracht worden waren, sollten sie an die Heimat erinnern. Aber Frau Rather wartete vergeblich, daß ihr diese rührende Aufmerksamkeit ein Wort des Dankes abringen werde.

Leonie hatte dafür kaum einen Blick. „Wie habe ich mich darnach gesehnt, diesen

traurigen, öden Ort für einige Zeit verlassen zu können!“ rief sie aus, indem sie auf eines der Bilder hinwies. Dabei jauchzte sie auf vor lauter Freude und schlug die Hände gegen einander wie ein kleines Kind, dem man ein erbetenes Geschenk überreicht hat.

„In Mönchberg will man mich zur indischen Wittwe machen,“ fuhr sie fort. „Man verlangt, daß ich mich lebendig begraben lasse. Ich soll den ganzen Tag zu Hause bleiben und den Tod meines Mannes beweinen. Seit Monaten habe ich kein Theater, kein Concert, keine Gesellschaft besucht, kaum noch mit Jemandem gesprochen, außer in schluchzenden Klagetönen.“

„Die Sitte des sogenannten Trauerjahres verlangt diese strenge Abschließung, mein Kind! Man muß sich derartigen Gebräuchen fügen.“

„Aber ich kann es nicht. Ich gehe daran zu Grunde. Ich verlange, daß ich zuweilen heiter sein und lachen darf; sonst verzichte ich lieber auf's Leben. Wird das Elend des Daseins durch unsere Trauer vermindert? — Wird der Todte

durch unsere Thränen wieder in's Leben zurückgerufen? — Keineswegs; dagegen werden wir, die ihn überlebt haben, noch unglücklicher. Ich bin auch überzeugt, daß mein verstorbener Mann die beständigen Aeußerungen des Schmerzes, mit denen man im Grunde genommen doch nur alle Welt langweilt, gar nicht wünschen würde; denn er sagte mir stets: ‚Leonie! Du darfst nicht traurig sein. Du bist nur schön, wenn Du lachst.'" —

Sie sagte dies in einem Tone entzückender Naivetät und schien keine Ahnung davon zu haben, daß man ihren Worten eine ungünstige Deutung unterlegen könne. Es that ihr wohl, diese Gedanken, die sie zu Hause nicht auszusprechen wagte, hier zu äußern.

„Bei uns sollen Sie von dieser rigorosen Form der Wittwen-Trauer dispensirt werden," erwiderte ihre mütterliche Freundin, „besonders aus dem sehr wichtigen Grunde, damit Ihre Schönheit nicht beeinträchtigt wird," setzte sie scherzend hinzu.

Leonies hochgewachsene, schlanke, ebenmäßig gebaute Gestalt, auf welcher

ein Haupt ruhte, wie es Phidias der Pallas Athene gegeben hätte, war das verkörperte Ideal aller Künstler. Ihre zarten und dabei doch vollen Formen, der marmorbleiche Ton ihrer Haut, auf der sich die durchscheinenden Adern abzeichneten, die regelmäßigen Linien ihres Antlitzes, die zierlichen Grübchen ihrer Wangen, ihre purpurrothen, vollen, sinnlichen Lippen, welche zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne blicken ließen, ihre mandelförmig geschnittenen blauen Augen, die von sammetweichen dunkelen Wimpern überschattet wurden, ihr volles schwarzes Haar, welches das Haupt bedeckte, sich auf der Stirne in kecken Locken kräuselte und rückwärts in einem griechischen Knoten endete, riefen allgemeine Bewunderung hervor. Die berühmtesten Maler bewarben sich um die Gunst, sie malen zu dürfen, und ihr Bild prangte in verschiedenen Kunst-Ausstellungen.

Dabei besaß sie eine königliche Haltung und eine natürliche Anmuth der Bewegungen, wie sie niemals erlernt werden kann. Wenn sie mit stolz erho-

benem Haupte einherschritt oder es zum Gruße neigte oder die Hand zum Kuß darbot, so geschah es immer mit einer würdevollen Hoheit, als ob ihre Wiege in einem Fürstenschlosse gestanden hätte. Wenn sie dann sprach, so wußte sie mit ihren Augen, Mienen und Worten eine Liebenswürdigkeit zu entfalten, die ihr alle Herzen gewann.

Sie hatte es nicht nöthig, zu Toilettenkünsten ihre Zuflucht zu nehmen. Alles, was sie trug, kleidete sie vortrefflich, und die dunkle Farbe ihrer Wittwentracht schien wie mit Absicht gewählt zu sein, weil sie einen raffinirten Gegensatz zum duftigen Weiß ihres Teints bildete.

Professor Rather war überrascht von ihrer äußeren Erscheinung. Er hatte Leonie allerdings schon früher gesehen und in Mönchberg einige Male mit ihr gesprochen; aber sie hatte damals keinen Eindruck auf ihn hinterlassen.

„Wie seltsam ist es," bemerkte er, nachdem die ersten Begrüßungsförmlichkeiten vorüber waren, „daß Sie mir heute ganz anders erscheinen wie bei früheren Gelegenheiten? Haben Sie sich

derartig verändert? Oder hat sich mein Schönheitssinn mehr entwickelt?"

„Die Umstände, unter denen wir Jemandem begegnen, beeinflussen unsere Sinne in einem höheren Grade, als wir gewöhnlich annehmen. Vielleicht befand ich mich damals in einer Umgebung, die Ihnen nicht angenehm war? — Heute bin ich in Ihrem Hause als Ihr lieber Gast. Da betrachten Sie mich natürlich mit Wohlwollen."

Rather hatte befürchtet, daß ihm Leonies Besuch manche Unbequemlichkeiten bereiten und seine Gewohnheiten stören werde. Daran dachte er jetzt nicht mehr, sondern er fühlte den lebhaften Wunsch, so oft und so lange als möglich mit ihr zusammen zu sein. Sie sprachen über gemeinsame Bekannte in Mönchberg, über die reichen Kunstschätze dieser Stadt und die verschiedenen Kunstrichtungen, welche sich dort in neuester Zeit geltend machten.

Mit treffenden Worten charakterisirte Leonie die wesentlichen Merkmale derselben und ihre Tendenzen und schilderte die Bedeutung ihrer hervorragenden Ver-

treter. Sie fällte scharfe, aber richtige Urtheile über die einzelnen Erscheinungen im Kunstleben; denn sie besaß ein feines Verständniß für diese Dinge, eine gute Beobachtungsgabe und große Klugheit.

Rather erbat sich die Erlaubniß, mit ihr die Kunst-Museen Berlins besuchen zu dürfen. Er hatte dabei auf's Neue Gelegenheit, ihre Kenntnisse, ihr Wissen und ihren Verstand zu bewundern.

„Ich habe schon viele schöne Damen kennen gelernt," erklärte er ihr, „aber niemals eine Frau, die gleichzeitig so schön und so gescheit war wie Sie, reizende Baronin."

„Sie machen mich eitel und stolz mit solchen Lobsprüchen, gestrenger Herr Professor. Das ist kein richtiges pädagogisches Princip. — Ich freue mich, daß ich nicht zu Ihren Schülern gehöre."

„Ich glaube, daß dann die Schülerin bald den Meister zu ihren Füßen sehen würde."

Leonie maß ihn mit einem erstaunten, halb spöttischen Blick und rief dann aus: „Daß man mit Euch Männern niemals

reden kann, ohne daß es zu faden Schmeicheleien kommt! — Von Ihnen hatte ich das nicht erwartet!"

Abends wurde die Oper besucht. Leonie zog die Blicke Aller auf sich, und die Damen und Herren musterten sie durch ihre Operngläser. Rather hielt sich im Hintergrunde der Loge und konnte daher nur von Wenigen gesehen werden. Seine Frau war den Meisten nahezu ebenso fremd wie Leonie, und es war daher schwer möglich, über die Person der schönen Unbekannten Erkundigungen einzuziehen.

Als sie während des Zwischenactes mit Rather im Foyer des Theaters umherwandelte, drängten sich seine Bekannten dazu, ihr vorgestellt zu werden. Darunter befand sich auch Bankier Stanislas, ein ältlicher Junggeselle, der seine Zeit zwischen der Börse und dem Ballet theilte. Er galt als ebenso wohlhabend als gutmüthig und war stets bereit, seinen Freunden und Freundinnen, deren er eine unzählige Menge hatte, gefällig zu sein. Man sagte ihm nach, daß sein Herz von weiblichen Wesen leicht erobert

werden könne, seine Leidenschaft aber nur immer kurze Zeit dauere.

Leonie machte auf ihn einen sichtlichen Eindruck. Er gerieth durch ihren Anblick in solche Verlegenheit, daß er nicht einmal die Redensarten, die er für derartige Gelegenheiten vorbereitet hatte, anzubringen vermochte.

Leonie führte das Wort und erläuterte die Vorzüge und Mängel der musikalischen Aufführung. Man gab die Wagner'sche Oper Lohengrin, von der sie jede Note kannte.

„Sie erlauben, daß ich Sie morgen besuche," raunte Stanislas beim Abschiede dem Professor zu.

„Wird dieses Sie mit einem großen oder kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben?" erwiderte ihm dieser lachend. „Doch in jedem Falle sind Sie uns herzlich willkommen."

Stanislas erschien am anderen Tage beim Professor und machte den Damen seine Aufwartung. Leonie bezauberte ihn durch ihre Anmuth und ihren Geist vollständig. Er erzählte ihr von dem

Volksleben und den Vergnügungen Berlins und erbot sich, sie damit bekannt zu machen.

Nachmittags war Wettrennen. Da der Professor durch seinen Beruf an dem Besuch desselben verhindert war, so begleitete Stanislas die Damen dorthin. Er holte sie in seiner eleganten, mit Gummirädern versehenen Equipage ab und besorgte ihnen eine Loge, von der aus sie Alles gut sehen konnten.

„Werden Frau Baronin auch das Glück versuchen?“ wandte er sich an Leonie. „Ich wette auf Astor. Wenn Sie gestatten, engagire ich Sie auch damit?“

Ehe sie ihn noch daran hindern konnte, war er davon geeilt und hatte für sie gesetzt. Sie war überrascht, als er ihr am Schluß des Rennens eine beträchtliche Summe übergab, die sie angeblich gewonnen hatte.

„Ich danke Ihnen herzlich dafür; aber ich darf das Geld eigentlich nicht annehmen. Nicht ich, sondern Sie haben es gewonnen. — Haben Sie immer solches Glück im Spiel? Ich möchte

dann sehr gern unter Ihrer Leitung an der Börse speculiren."

„Ich würde es als ein unfaßbares Glück betrachten, wenn Frau Baronin als Theilnehmerin in meine Firma eintreten wollen."

„Dazu fehlt mir das Wesentliche, nämlich das erforderliche Geld," antwortete Leonie.

„Frau Baronin gebieten über einen Reichthum von Schönheit und Geist. Das ist mehr werth als Gold und Banknoten."

„Läßt sich aber nicht in Ziffern umrechnen, und das ist ja die Hauptsache für Euch Geldmenschen."

„Frau Baronin würden mich nicht so beurtheilen, wenn ich die Ehre hätte, von Ihnen länger gekannt zu sein. — Ich arbeite zwar mit dem Gelde, aber ich liebe es nicht und suche es auf jede Art wieder los zu werden."

Stanislas wiederholte seine Besuche in Rathers Hause. Er übersandte den Damen prachtvolle Blumenbouquets und erwies ihnen alle möglichen Aufmerksamkeiten. Das ungewöhnliche Interesse,

welches ihm Leonie einflößte, wuchs mit jedem Tage.

Auf einem gemeinsamen Ausfluge fand er Gelegenheit, ihr seine Gefühle zu gestehen und ihr einen Heirathsantrag zu machen.

„Wir kennen uns gegenseitig noch zu wenig, als daß ich Ihnen darauf eine bestimmte Antwort geben kann,“ erwiderte sie ihm.

„Aber Frau Baronin weisen mich nicht ohne Weiteres zurück? Sie lassen mich hoffen? — O wie glücklich macht mich das!“ —

„Sie sind mir keineswegs unangenehm. Ich halte Sie für einen echten Cavalier und glaube, daß Sie eine Frau glücklich machen werden. Aber lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung! — Und auch Sie brauchen sie. Warten wir bis zum Ende des Trauerjahres!“ —

„Tausend Dank, Leonie,“ rief Stanislas aus und drückte einen Kuß auf ihre Hand. „Und nun gewähren Sie mir noch eine Bitte! Geben Sie mir Ihr Bild als süßes Pfand an diese unvergeßliche Stunde!“

„Sie werden es erhalten, und ich erwarte dafür das Ihrige.“

Als Leonie Abends im traulichen Zusammensein mit Rather und seiner Frau von den Erlebnissen des Tages plauderte, brachte sie das Gespräch auf Stanislas und seine Bewerbung.

„Können Sie sich denn entschließen, diesen Mann zu heirathen,“ fragte sie Rather. „Er ist mindestens 50 Jahre alt und hat stark gelebt, wie sein schon etwas schadhaftes Aeußere zeigt.“

„Ich möchte wissen, ob er wirklich so reich ist, als er sich den Anschein giebt. Bei diesen Bankiers kann man sich darin manchmal arg täuschen.“

„Sie denken praktisch, Leonie. Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.“

„Ich bin kein' unerfahrenes Mädchen, war schon verheirathet und habe bereits einmal die unangenehme Erfahrung gemacht, in meinen Erwartungen betrogen zu werden. Wenn ich wieder eine Ehe eingehe, so will ich vorher über die finanzielle Lage meines künftigen Gatten vollständig im Klaren sein und wissen, ob

er im Stande ist, meine Ansprüche zu befriedigen."

„Wollen Sie Ihr Herz gar nicht zu Rathe ziehen? — Verlangen Sie nicht Liebe von Ihrem Manne? — Und müssen Sie ihn nicht wieder lieben?"

„Reden Sie ernsthaft, Professor? — Vernünftige Leute, wie wir, sollten über solche Albernheiten erhaben sein!"

„Stanislas ist ein Lebemann. Er hält sich Maitressen, und ich fürche, daß Ihnen dies später manchen Kummer bereiten wird."

„Im Gegentheil, ich würde darüber lachen. Es könnte mir ja nur lieb sein, wenn er mich nicht belästigt und seine eigenen Wege wandelt."

„Also lieben Sie Stanislas nicht?"

Leonie lachte hell auf. „Wie drollig sind Sie mit Ihren ewigen Fragen, ob ich ihn liebe!" sagte sie. „Sie sollten ein Colleg über die Liebe für kleine Backfische lesen!"

„Haben Sie Ihren verstorbenen Gatten geliebt?" fragte Rather weiter.

„Wenn ich wahrheitsgetreu antworten soll, so muß ich auch dies verneinen.

Ich habe Seldern geheirathet, weil man mir mittheilte, daß er eine gute Partie sei."

„Haben Sie ihm dies jemals gesagt?"

„Sie werden langweilig, Professor, ich antworte nicht mehr."

IV.

Leonie trug beim Frühstück, das man im Gartensalon einnahm, eine entzückende weiße Morgentoilette. Aus den an der Seite aufgeschlitzten Aermeln schauten ihre vollen weißen Arme hervor. Rather vermochte seine Augen nicht von ihr wegzuwenden. Er war mit ihr allein, da seine Frau sich unwohl fühlte und deshalb länger zu Bett blieb.

„Sie blicken mich heute ganz verliebt an, Professor. — Was ist Ihnen? — Woran denken Sie?"

„Ich versetze mich im Geiste an die Stelle des Glücklichen, dem es einst vergönnt sein wird, diese Arme zu küssen."

„Wenn Ihnen das Vergnügen macht, so thun Sie es doch!" antwortete sie.

Rather bedeckte ihre Arme und Hände mit zahllosen Küssen und hörte damit erst

auf, als das Stubenmädchen die Meldung brachte, daß die Frau Professorin bald erscheinen werde.

„Welches Feuer besitzen Sie, lieber Rather," sagte Leonie, nachdem sich das Mädchen wieder entfernt hatte. „Ihre Küsse brennen mir ganz heiß auf den Armen. Schauen Sie nach! Ich glaube, daß sie geröthet worden sind."

Rather folgte ihrer Aufforderung und begann auf's Neue, sie zu liebkosen. Er küßte ihren wundervollen Nacken, ihre Wangen und Lippen und schloß sie in seine Arme.

Sie entwand sich denselben und sagte: „Höre auf! denke an Deine Frau! Beherrsche Dich! Sie darf Nichts merken!"

Wenige Minuten später trat Frau Rather in's Zimmer. Leonie eilte ihr entgegen und küßte sie. „Wie blaß Sie heute ausschauen, mein theures Mamachen! Haben Sie schlecht geruht? Darf ich Ihnen heute Abend eines von den ausgezeichneten Schlafpulvern geben, die ich für die Reise mitgenommen habe?"

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, mein gutes Kind! Ich vermeide es gern,

mir auf künstliche Weise Schlaf zu verschaffen. Das Nervensystem leidet darunter. — Wir wollen heute Abend in's Theater gehen und nachher Bier trinken. Das wird mich ermüden."

„Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit! Sie sind das Ihnen und uns schuldig."

„Ach, wie fühle ich mich wohl bei Euch!" sagte Leonie, als der Professor, welchen die Pflicht in die Universität rief, sich von den Damen verabschiedet hatte. „Ihr behandelt mich wie Euer Kind. Niemals in meinem Leben fand ich solche aufrichtige Herzlichkeit. Mir ist, als wäre ich bei Euch zu Hause."

„Sie verdienen unsere Liebe und beglücken uns durch Ihre Anwesenheit."

„Würden Sie mir eine große Bitte erfüllen, meine süße Mama?" sagte Leonie, indem sie sich zu den Füßen der Frau Rather niederließ. „Nennen Sie mich Du! Ich werde dann träumen, daß es meine verewigte Mutter ist, die durch Sie zu mir spricht."

„Von Herzen gern, liebe Leonie," erwiderte Frau Rather und umarmte sie.

„Gebrauche auch mir gegenüber das vertrauliche Du!“

„Du bist ein Engel von Güte, meine herzige Mama. — Jetzt habe ich wieder eine Mama,“ rief Leonie aus und tanzte vor Freude im Zimmer herum.

Frau Rather lachte, als sie ihren Jubel sah, und sagte: „Bleibe nur immer so gut und kindlich, wie jetzt. Dann müssen Dich alle Menschen gern haben.“

„Glaubst Du, daß der Herr Professor auch so denkt? Er ist so ernst und streng, daß ich mich fast vor ihm fürchte.“

„Er ist mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt und zuweilen mit seinen Gedanken fern von Gesprächen, die geführt werden. — Uebrigens kann er auch recht lustig sein und freut sich über ein schönes Gesicht, wie das Deine.“

„Bisher hat er mir das noch nicht gezeigt. Ich habe manchmal die Empfindung, als ob ich ihm lästig sei.“

„War er unfreundlich gegen Dich? Er ist zuweilen etwas schroff in seinem Benehmen, aber er meint es gut. Ich will übrigens mit ihm sprechen, damit er Dir gegenüber galanter wird.“

„O bitte, Mama, thue das nicht!“

Der Professor war den ganzen Tag über beschäftigt. Er erschien nur auf kurze Zeit beim Mittagsmahl und begab sich dann wieder zur Universität, wo er Prüfungen abhalten mußte. Noch niemals war er in so heiterer Stimmung gewesen wie an diesem Tage. Die Examinanden fanden in ihm einen nachsichtigen Beurtheiler ihrer Leistungen und erhielten ohne Ausnahme gute Zeugnisse.

Es war verabredet worden, daß er mit den Damen im Theater zusammentreffe. Man spielte dort Ibsens tragische Dichtung: Rosmersholm, in welcher eine schlaue Intriguantin den Frieden einer Ehe vernichtet, die Frau zum Selbstmord treibt, den Mann unterjocht, aber als sie ihr Ziel erreicht hat, nicht den Muth findet, die Frucht ihres Sieges zu genießen, und mit ihrem Geliebten den Tod sucht.

„Glaubst Du, Mama, daß solche Dinge im Leben vorkommen?“ wandte sich Leonie an Frau Rather.

„Ich weiß es nicht, ob es Menschen giebt, die so schlecht sind, wie die Heldin dieses Stückes,“ erwiderte sie.

„Die Verworfenheit ihres Charakters wird erklärt durch ihre abenteuerliche harte Vergangenheit und durch die Niederträchtigkeit der Menschen, mit denen sie im Verkehr war, und gemildert und gesühnt durch das Erwachen einer wahren selbstlosen Leidenschaft, die ihr gebietet, auf den geliebten Mann zu verzichten, um ihn vor der Verachtung zu bewahren, welche er durch die Verbindung mit ihr auf sich laden würde," docirte der Professor.

„Mir machen sämmtliche Personen den Eindruck geistiger Unreife oder krankhafter Entartung. Der Pastor Rosmer ist ein erbärmlicher Schwächling ohne eigenen Willen. Das ist kein Mann, den eine vernünftige Frau achten und lieben kann. Seine Frau war ohne Zweifel wahnsinnig, als sie sich das Leben nahm, und die Rebekka West, die intrigante Person, ist entweder sehr einfältig oder durch ihren Aufenthalt in Rosmersholm ebenfalls verrückt geworden, wenn sich die Schlußkatastrophe des Stückes vollzieht," erklärte Leonie. „Der Dichter hat die Studien dazu in einem Asyl für Nervöse, wie man jetzt die Irrenanstalten

nennt, gemacht. Ich finde die ganze Geschichte abgeschmackt."

Am anderen Tage folgte man der Einladung zu einem Diner bei einer befreundeten Familie; nur Frau Rather blieb zurück, da sie ihre Abneigung gegen große Gesellschaften nicht überwinden konnte. Stanislas war auch da und führte Leonie zu Tisch. Rather saß ihnen gegenüber.

Scherze und launige Reden würzten das Mahl und brachten eine heitere Stimmung hervor. Leonie bildete wie immer den Mittelpunkt, und Alle waren von ihr entzückt.

„Frau Baronin müssen in Berlin bleiben," sagte einer der Anwesenden. „Sie würden in kurzer Zeit die Königin unserer Gesellschaft sein."

„Berlin wird dadurch ein Juwel gewinnen, wie es keine Stadt der Welt besitzt," flüsterte ihr Stanislas zu.

„Vorläufig handelt es sich nur darum, ob ich meinen jetzigen Aufenthalt noch um einige Tage verlängern darf," erwiderte Leonie, „und das hängt von meinem strengen Herrn Pflegevater ab."

„Ich werde von den mir durch diese öffentliche Erklärung übertragenen Rechten Gebrauch machen," sagte Rather, „und verbiete meiner Tochter die Abreise."

„Die Gesellschaft votirt Ihnen hiermit ihren Dank," hörte man mehrere Stimmen rufen.

Stanislas erhob sein Glas und brachte einen Toast auf das Wohl des Professors aus, der ihm noch niemals so verehrungswürdig erschienen sei, wie in seiner neuen Würde.

Als das Diner beendet war, führte Rather Leonie nach Hause. Unterwegs machte er ihr den Vorschlag einer Spazierfahrt in den Thiergarten, um frische Luft zu schöpfen. Er sehnte sich darnach, mit ihr allein zu sein und ungestört sprechen zu dürfen.

„Wissen Sie, Leonie, daß mir der Gedanke an Ihre Abreise entsetzlich ist? Es ist mir zu Muth, als ob ich aus dem Himmel vertrieben werden soll. Mein Haus wird verödet und traurig sein, wenn Sie nicht mehr hier sind. Ich werde Sie überall vermissen."

„Sie haben es früher ertragen und

werden sich wieder daran gewöhnen, lieber Freund."

„Bevor ich Sie kennen lernte, wußte ich nicht, welche Fülle von Menschenglück es auf der Erde giebt."

„Das Glück wird erhöht, wenn es nicht zur alltäglichen Gewohnheit herabsinkt. Menschen, die immer zusammenleben, werden einander bald überdrüssig."

„Ich werde niemals aufhören, Sie zu lieben und anzubeten."

„Es wird mir die theuerste Erinnerung an meinen hiesigen Aufenthalt sein, in Ihnen einen wahren und aufrichtigen Freund gewonnen zu haben."

„Mehr als das. Ich bin Ihr Sklave, der Ihnen dankbar ist für jeden Blick aus Ihren Augen, für jedes Wort aus Ihrem Munde. Leonie! Sie füllen mein ganzes Innere aus. Ich habe für nichts Anderes Interesse und denke nur immer an Sie."

„Und Ihre Frau, der Sie Treue geschworen haben? — Und die Wissenschaft, die von Ihnen noch Vieles erwartet?" —

„Was ist das Alles gegen Dich, Du

göttliches Weib? Was bedeutet mein ganzes vergangenes Leben gegen dasjenige, welches ich vor mir sehe?" —

„Wozu soll dies führen? Was soll daraus werden?" —

„Ich weiß es selbst nicht; aber das weiß ich, daß das Leben für mich keinen Werth hat, wenn ich Dich nicht zuweilen sehen und in Deiner Nähe weilen darf."

„Dann müssen Sie mich halt wieder zum Besuch einladen oder zu mir nach Mönchberg kommen," sagte Leonie mit halbverstecktem Spott.

Frau Rather lag auf der Ottomane und las in einem neuen französischen Romane, als ihr Gatte und Leonie zurückkehrten.

„Ihr habt lange Zeit auf Euch warten lassen. Hat das Diner bis jetzt gedauert?" fragte sie die Ankommenden.

„O nein, Mama," sagte Leonie und küßte ihr die Hand. „Ich hatte in Folge der Hitze im Speisesaale und vielleicht auch des genossenen Weines Kopfschmerzen bekommen und bat deshalb den Herrn Professor, mit mir eine Spazierfahrt in den Thiergarten zu machen."

„Um diese Zeit? Da war es ja schon finster und menschenleer.“ —

„Ich habe mich nicht gefürchtet, liebe Mama,“ sagte Leonie mit unschuldsvoller Miene.

Frau Rather sah ihren Mann lächelnd an und sprach: „Ist sie nicht ein allerliebstes Kind?“ —

Die Tage vergingen in fröhlicher Ungezwungenheit. Einladungen folgten sich. Man besuchte Gesellschaften, Theater, Concerte und andere Unterhaltungen. Endlich mußte Leonie an ihre Heimreise denken, da sie sich nach ihrem Kinde sehnte und von der Sorge gequält wurde, daß ihre Schwiegermutter sie tadeln werde, wenn sie noch länger abwesend blieb.

„Ich werde niemals vergessen, wie gut Ihr gegen mich seid,“ sagte sie, als man am letzten Abend traulich zusammensaß und der rasch verflossenen Stunden gedachte. „Ich wünschte, ich könnte immer hier bleiben. Ich würde alle meine Gedanken, Pläne und Hoffnungen Dir, meiner herzensguten Mama, mittheilen und Deine Rathschläge und Wünsche in

allen Dingen befolgen," wandte sie sich an Frau Rather.

„Und für mich haben Sie kein Wort der Anerkennung?" warf der Professor ein.

„Gewiß. Ich gebe Ihnen das Zeugniß, daß Sie der gewissenhafteste Pflegevater waren, den ich mir wünschen konnte," scherzte Leonie.

„Warum soll dieses Verhältniß nicht fortdauern? — Ich wäre stolz auf eine solche Tochter und werde die übernommenen Pflichten treu erfüllen. — Aber dann beanspruche ich ebenfalls das Vorrecht der vertraulichen Ansprache, wie es meine Frau besitzt," meinte Rather.

„Wenn Mama das erlaubt," antwortete Leonie mit einem fragenden Blick, — „von Herzen gern." —

Rather umarmte sie und küßte ihre Stirne.

„Ich begrüße Dich also als meine Tochter," sagte er.

„Mein braves Väterchen! Wirst Du auch immer artig und nicht streng mit mir sein?" erwiderte sie und streichelte ihm dabei schelmisch den Bart.

Am folgenden Tage verließ Leonie Berlin. Das Eisenbahncoupé, in welches sie einstieg, wurde durch den reichen Blumenflor, den man ihr mitgab, in einen Blumengarten verwandelt. Ihre Freunde und Bekannten winkten ihr freundliche Abschiedsgrüße zu, bis der Zug den Blicken entschwand.

V.

Leonie sandte sofort nach ihrer Ankunft in Mönchberg ein langes Dankschreiben an Rather und seine Frau ab. Zwischen ihnen entwickelte sich bald eine rege Correspondenz, die von allen Seiten mit Eifer geführt wurde. Frau Rathers Briefe an Leonie athmeten eine aufrichtige mütterliche Zärtlichkeit, während ihr Mann einen Ton anschlug, der die Mitte zwischen der Leidenschaft des Liebhabers und dem Wohlwollen des Vaters einhielt. Leonies Antworten waren klug durchdacht und abgemessen und sagten Jedem der Beiden das, was sie hören wollten, ohne die Briefschreiberin nach irgend welcher Richtung zu binden oder bloßzustellen.

Rathers Liebe zu Leonie wurde dadurch mehr und mehr angefacht. Er

konnte die Sehnsucht, sie wiederzusehen, kaum noch bezwingen. Da wollte es ein Zufall, daß er genöthigt wurde, nach Mönchberg zu reisen; er wurde von seiner Regierung beauftragt, sie bei den Conferenzen über die Reform des Geschichtsunterrichts, welche dort stattfanden, zu vertreten.

Noch niemals war ihm eine Eisenbahnfahrt so lang erschienen, wie die bis Mönchberg. Er ärgerte sich über jede Station, in welcher angehalten wurde, und konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem er Leonie wiedersehen werde. Er malte sich den Willkommen von ihr in berückenden Farben aus — und lächelte über sich selbst, weil er schwärmte, wie ein junger Student.

Endlich war Mönchberg erreicht. Kaum nahm er sich die Zeit, um sich in dem Gasthofe, in dem er abstieg, von den Strapazen der Reise zu erholen. Die Ungeduld trieb ihn noch in später Abendstunde zu Leonie.

Sie hatte ihn erwartet und empfing ihn mit ausgebreiteten Armen. Er schloß sie an sein Herz und wollte nicht aufhören,

sie an sich zu pressen und zu küssen. „Wie der Hirsch lechzt nach der Quelle, so dürstete meine Seele nach Dir, Leonie," sagte er mit den Worten des Hohen Liedes.

„Ich freue mich sehr, daß Du mich nicht vergessen, daß Du mich noch gern hast," erwiderte sie und sah ihm mit ihren großen Augen voll und innig in's Antlitz.

„Wie magst Du das denken? — Ich habe von Dir geträumt bei Tage und bei Nacht."

„Ihr habt in Berlin viel schönere Damen als ich."

„Giebt es ein Weib, das neben Dir genannt werden kann? Kann ein Bild, wie das Deine, jemals verwischt werden in der Erinnerung? Wer Dich gesehen hat, der ist kalt und unempfänglich für die Reize anderer Frauen. Man betet zu Dir allein, Du Göttin, und treibt keinen Götzendienst."

Leonie führte Rather in's Schlafzimmer ihres Kindes. Der kleine Emil, ein allerliebster Knabe von fünf Jahren, mit schwarzen Locken, die ihm in die Stirne fielen, schlummerte in seinem Bett. Ein

liebliches Lächeln verklärte sein Angesicht. Vielleicht besuchte ihn sein verstorbener Vater im Traum und spielte mit ihm, wie ehedem? —

„Gefällt er Dir?“ fragte Leonie den Professor.

„Ist er nicht Dein Kind? Muß ich ihn nicht lieben, weil ich Dich liebe?“ entgegnete er.

„Man sagt allgemein, daß er nicht meinem Manne, sondern mir gleicht.“

„Auch ich finde diese Aehnlichkeit heraus. Das wird ihm eine gute Empfehlung für die Zukunft sein.“

Sie verließen mit leisen Schritten das Zimmer, um den Schlafenden nicht zu erwecken. Dann unterhielten sie sich noch eine Weile; sie sprachen von dem, was sie seit ihrer Trennung erlebt hatten, von den Personen, welche Leonie in Berlin kennen gelernt hatte, von Stanislas, dessen Briefe Anfangs glühend gewesen und allmählich kühler geworden waren, von Frau Rather und ihren Eigenthümlichkeiten und den Feindseligkeiten, welche Leonie angeblich von ihrer Schwiegermutter erdulden mußte. —

Rather verbrachte jede Stunde, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, bei Leonie. Er betrachtete sie mit Entzücken, wenn sie als pflichttreue Mutter für die kleinen Bedürfnisse ihres Lieblings Sorge trug, ihm bei Tisch das Fleisch vorschnitt und lehrte, wie er Messer und Gabel gebrauchen solle, wenn sie ihm Märchen und Sagen erzählte, eine schadhafte Stelle seiner Beinkleider ausbesserte oder Strümpfe stopfte oder ihm half, mit den Steinen des Baukastens Schlösser und Festungen zu errichten.

Emil hatte von seiner Mutter die körperlichen Vorzüge, von seinem Vater das Gemüth und den Geist geerbt. Er gab zuweilen überraschende Proben seines Verstandes und zeigte einen Lerneifer, wie er bei Kindern seines Alters selten ist. Leonie erklärte, daß sie kaum im Stande sei, alle Fragen, die er an sie richte, zu beantworten.

Rather gewann die Zuneigung des Knaben durch kleine Geschenke, die er ihm mitbrachte, vor Allem aber dadurch, daß er sich viel mit ihm beschäftigte und an seinen kindlichen Spielen theilnahm.

Er ließ ihn auf seinen Knieen wiegen und auf seinen Schultern reiten und sprang in den Zimmern herum, wie ein junges Füllen.

„Was würden Deine Studenten sagen, wenn sie ihren ernsten Professor mit solcher Jugendlichkeit umhertollen sehen würden?“ scherzte Leonie.

„O, Mama! Das Reiten ist wunderschön. Der Professor soll immer bei uns bleiben! Ich will alle Tage auf ihm reiten,“ rief Emil von oben herab.

„Ich glaube nicht, daß er dieses verlockende Engagement annehmen wird,“ lachte Leonie.

„Mama! Du mußt auch einmal reiten,“ fuhr Emil fort. „Ich bitte Dich,“ wandte er sich an den Professor, „laß meine Mama auf Dir reiten!“

„Emil ist gewohnt, mir von allen Süßigkeiten, die er erhält, zu reichen; daher dieses Anerbieten,“ erläuterte Leonie seine Worte. „Doch in diesem Falle muß ich wirklich darauf verzichten, mein guter Junge! Du magst Dein Vergnügen allein genießen.“ —

Rather und Leonie unterhielten sich köstlich bei den Ausbrüchen ungeheuchelter Freude, welche Emil äußerte. Er verlangte stets neue Ueberraschungen, eine beständige Abwechselung in dem Vergnügungsprogramm, welches der Professor für ihn ersinnen mußte.

„Emil ist sehr anspruchsvoll," sagte Leonie. „Das ist ein Charakterzug, den er von mir hat. — Setze ihn auf die Erde, wenn er Dir lästig wird!"

„Laß ihn nur! Es macht mir Spaß, mit ihm wieder Kind zu sein. Wie viele Jahrzehnte sind vergangen, seitdem ich das war! — Ich selbst hatte, wie Du weißt, niemals das Glück, ein Kind zu besitzen. Welche Glückseligkeit muß es sein, Vater eines solchen unschuldigen Wesens zu sein! — Möchtest Du wieder einen Papa haben, lieber Emil?" fragte er diesen.

„O ja! Aber nur Dich; denn Dich habe ich lieb, und Du bist gut. Dann wollen wir auch miteinander Räuber und Soldat spielen," antwortete der Knabe und schlang seine Arme um den Hals des Professors.

„Das Kind bringt mich durch seine Bekenntnisse in Verlegenheit,“ meinte Leonie und erröthete.

„Aus ihm spricht das Schicksal,“ erwiderte Rather mit nachdenkender Miene.

Leonies Haushalt war einfach und bescheiden; sie führte eine Tafel, wie in dem Hause eines kleinen Bürgers. Dagegen hatte sie eine prachtvolle Wohnung von elf Zimmern in einem palastähnlichen Gebäude inne, und ihre Toiletten und Schmuckgegenstände füllten eine große Anzahl von Schränken aus.

„Man nennt mich eine Verschwenderin,“ sagte sie, als sie eines Abends mit Rather am Kamin saß. „Kann man anspruchsloser leben als ich? Ich verbrauche für mein Hauswesen nicht soviel, wie die Wittwe eines kleinen Beamten. Ich halte ein einziges Dienstmädchen, welches die Küche besorgt und die Wohnung reinigt; die Functionen des Stubenmädchens und Kindermädchens versehe ich selbst. Meine reichen Toiletten, meine Kleider und Brillanten stammen aus der Zeit, da mein Mann noch lebte; denn seit dessen Tode habe ich nur

das, was unumgänglich nothwendig war, gekauft. Meine Wohnung ist allerdings für meine Bedürfnisse zu groß, und ich benutze nur einen Theil der Zimmer; aber ich bezahle dafür einen sehr geringen Miethzins, da mein verstorbener Mann, als er das Haus erbaute, in dem ich wohne, diese Ermäßigung für sich und seine Familie ausbedungen hat."

„Die Leute beurtheilen Dich nach dem blendenden Glanz, den Du nach außen entfaltest. Würden sie Dein Walten als Mutter und Hausfrau kennen, so würden sie gerechter gegen Dich sein," entgegnete Rather.

„Man hält mich für eine Modedame, deren ganzes Sein und Wesen in dem hohlen Flitterstaat des gesellschaftlichen Treibens aufgeht. Und wie oft fühle ich mich durch diese Welt des Scheines, in der Jeder den Andern belügt und betrügt, angewidert und angeekelt! Ich würde gern darauf verzichten, wenn ich ein Heim fände, welches mir Ruhe und Zufriedenheit bietet."

„Du darfst nicht zur Hausmagd herabsinken. Du bist zur Königin geboren.

Wer wie Du das Ideal der Schönheit darstellt, ist verpflichtet, die Mitmenschen durch seinen Anblick zu erfreuen und zu erheben."

„Würdest Du auch so sprechen, wenn Du mein Gatte wärest?" fragte Leonie scherzend.

„Vielleicht; denn ich dürfte nicht verlangen, daß Du die Huldigungen, an welche Du gewöhnt bist, entbehrst, und ich würde stolz sein, wenn Du gefeiert wirst, wie Du es verdienst," erwiderte Rather.

„Würdest Du nicht eifersüchtig werden, wenn andere Männer mich umschwärmen und mir Schmeicheleien sagen?" fragte Leonie weiter.

„Wer eifersüchtig ist, traut der Geliebten eine niedrige Handlungsweise zu. Die Eifersucht ist eine schwere Beleidigung des geliebten Wesens, weil sie den Verdacht enthält, daß dasselbe untreu und falsch sei."

„Man behauptet aber, daß nur derjenige wirklich liebt, der eifersüchtig wird."

„Die wahre, aufrichtige Liebe stützt sich auf Achtung und Vertrauen. Wo

diese vorhanden sind, da ist die Eifersucht unmöglich."

„Du entwickelst eine große und edle Auffassung, wie sie bei Euch Männern selten ist."

„Ich bin kein stürmischer Jüngling, der ohne Ueberlegung handelt, sondern ein gereifter Mann, der ein langes Leben hinter sich hat und die Menschen kennt."

„Ich spreche am liebsten mit Männern Deines Alters; von ihnen kann man Etwas lernen. Die albernen Redensarten der jungen Herren verachte und verabscheue ich," meinte Leonie.

„Aber eine innige Zuneigung wirst Du doch niemals zu einem Manne fassen, der um zwanzig Jahre älter ist als Du?" warf der Professor ein.

„Weshalb nicht? Hältst Du mich für so oberflächlich und einfältig, daß ich mich durch die äußere Erscheinung des Mannes in meiner Wahl bestimmen lasse? Nach meiner Ansicht verdient der Mann erst, wenn er das vierzigste Lebensjahr überschritten hat, beachtet zu werden."

„Erscheint in Deinen Augen die Frische der Jugend nicht reizvoller als

ein Antlitz, auf dem sich bereits die Falten des Alters zeigen?"

„Ich will keinen faden Gecken, sondern einen Mann, an dem ich mit Achtung und Bewunderung emporschauen kann. Ich verlange, daß er mir an Geist und Verstand überlegen ist, damit er mir ein Führer durch das Leben wird."

„Könntest Du Dich entschließen, meine Gattin zu werden?" fragte Rather plötzlich, nachdem er eine Weile in tiefes Sinnen versunken gewesen war.

„Aber, lieber Freund! Was fällt Dir ein? Hast Du denn vollständig vergessen, daß Du bereits verheirathet bist?" rief Leonie im Tone scheinbarer Verwunderung.

„Ich weiß sehr wohl, aber es muß einen Ausweg geben. Hier winkt mir ein ungeahntes Glück. Und ich sollte nicht darnach trachten, es zu erringen? Leonie! Ich muß Dich haben, Dich mein nennen — und ich werde Dich mir erkämpfen."

Rather war heftig erregt, als er dies sprach, und seine Stimme zitterte. Leonie faßte seine Hand und sagte: „Beruhige

Dich, mein lieber Freund! Du bist von dem günstigen Eindruck, den ich, ohne es zu wollen, auf Dich gemacht habe, in diesem Augenblicke benommen. Gönne Dir Zeit, um Alles durchzudenken, was Du thun willst! Handle nicht voreilig! Sprich mit Niemandem über Dein Vorhaben! Schweige gegen Jedermann, vor Allem Deiner Frau gegenüber, damit sie kein Mißtrauen schöpft!"

Sie entzog sich rasch seinen Umarmungen und verabschiedete ihn. Als er am folgenden Tage wieder anfing, von seinen Absichten zu reden, brach sie das Gespräch kurz ab und bot ihm keine Gelegenheit, später nochmals darauf zurückzukommen.

Bald nachher war er genöthigt, Mönchberg zu verlassen, da die ihm übertragene Mission beendet war. Er kehrte nach Berlin zurück, ohne von Leonie eine bestimmte Antwort auf seinen Antrag erhalten zu haben.

VI.

Nach einigen Tagen erhielt Frau Rather von Leonie folgendes Schreiben:

„Liebe Mama!

Herzlichen Dank für die freundlichen Grüße, welche mir Dein Mann überbracht hat. Leider wurde er während seines hiesigen Aufenthalts durch die Berathungen mit seinen Collegen derartig in Anspruch genommen, daß er mich nur selten besuchen konnte. Ich habe mich dann nach Kräften bemüht, ihn zu zerstreuen, glaube aber kaum, daß es mir gelungen ist. Was vermag auch eine einfache, unwissende Frau, wie ich, einem gelehrten Herrn, wie der Professor, zu bieten?

Besonderes Vergnügen hat es ihm bereitet, mit meinem Kinde zu spielen.

Emil erinnert sich stündlich daran und ist dem Herrn Professor sehr dankbar dafür.

Indem ich hoffe, daß auch Du bald einmal wieder nach Mönchberg kommen wirst, bitte ich Dich, mich lieb zu behalten und zuweilen zu denken an Deine Dich grenzenlos verehrende

Leonie."

Um dieselbe Zeit schrieb der Professor an Leonie:

„Angebetete Leonie!

Wieviel habe ich Dir zu sagen, und doch könnte ich Alles in die wenigen Worte zusammenfassen: Ich liebe Dich.

Ich möchte es laut in die Welt schreien, damit es Jedermann weiß, welches überschwängliche Glück mir zu Theil geworden ist. Welche Veränderung ist mit mir vorgegangen? Was hast Du aus mir gemacht? Ich bin ein anderer Mensch geworden. Ich erkenne mich selbst nicht mehr. Es ist mir, als sei ich in einem Traume befangen oder von einem Zauber gebannt.

Die Zauberin bist Du, Du unbegreifliches Wesen! Vergeblich frage ich mich, was es ist, das Dir diese unheimliche Macht über mich giebt. Ist es die unvergleichliche Schönheit Deiner äußeren Erscheinung? Sind es die klassischen Formen Deines herrlichen Körpers, welche der Platonischen Welt der Ideale entnommen zu sein scheinen? Oder Deine großen fragenden Augensterne, aus denen ein geheimnißvolles Feuer hervorleuchtet? Oder sind es Dein Geist, Dein Witz, Deine Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, Deine Talente und Kenntnisse, die ich an Dir bewundere? Ich glaube, daß dies Alles zusammenwirkt, um Dich mir als das begehrenswertheste Weib erscheinen zu lassen, das auf dieser Welt lebt.

Meine wissenschaftlichen Arbeiten schreiten nicht fort; denn ich habe kein Interesse mehr daran. Mich beseelt nur ein Gedanke: der Gedanke an Dich. Du hast meine Zukunft in der Hand. Du vermagst mir Leben oder Tod zu geben.

Verzeihe mir das offene Bekenntniß meiner Gefühle und habe Mitleid mit Deinem armen Freunde!"

Aehnliche Briefe empfing Leonie vom Professor in großer Anzahl. Sie behandelten fast stets denselben Gegenstand, nämlich die glühende Leidenschaft, die er für sie gefaßt hatte, und enthielten Liebesbetheuerungen und Schwüre ewiger Treue.

Leonie nahm dieselben an und las sie mit jener befriedigenden Genugthuung, welche das Gelingen eines wohldurchdachten Planes verschafft. Sie antwortete mit einer vorsichtigen Zurückhaltung. Sie erklärte, daß ihr die Empfindungen Rathers Freude bereiten, und ließ ahnen, daß sie im Grunde ihres Herzens seine Liebe erwidere, aber durch die bestehenden Verhältnisse genöthigt werde, ihre Gefühle zu unterdrücken. Dadurch erreichte sie, daß der Professor in dem Vorhaben, sich von seinen ehelichen Fesseln zu befreien, bestärkt wurde, während sie ihrerseits keine Verpflichtungen ihm gegenüber übernahm und sich die Möglichkeit, ihn abzuweisen, wahrte.

Außerdem konnten ihre Briefe, wenn sie zufällig in die Hände seiner Frau geriethen, als Beweise einer edelmüthigen Opferwilligkeit geltend gemacht werden.

Mit Frau Rather correspondirte sie während dieser Zeit ebenfalls fleißig. Sie theilte ihr die Neuigkeiten von Mönchberg mit und erzählte von ihren Erlebnissen. Frau Rather war ihr dafür dankbar und rühmte die natürliche Offenheit ihres Charakters.

So vergingen die Wintermonate, und der März kam heran. Leonie hatte längere Zeit an einem heftigen Bronchialkatarrh gelitten, und der Arzt verordnete ihr eine Reise nach dem Süden. Frau Rather war zu ihr geeilt, um bei ihrer Pflege behilflich zu sein; sie wohnte bei Leonie und verweilte daher fast den ganzen Tag in ihrer Nähe. Durch den beständigen Verkehr wuchs ihre Zuneigung, da Leonie bestrebt war, sich stets in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, und Alles vermied, was einen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit erwecken konnte.

Da der Professor und seine Gattin für die Osterferien einen mehrwöchentlichen

Aufenthalt in Italien planten, so wurde Leonie eingeladen, sich ihnen anzuschließen, um im sonnigen Süden die Spuren der überstandenen Krankheit zu tilgen.

Die beiden Damen reisten über Wien, wo sie mit dem Professor zusammentrafen, nach Triest. Dort wurde einer der überseeischen Dampfer des österreichischen Lloyd bestiegen und die Fahrt nach Corfu angetreten.

Das Wetter war prachtvoll, die Luft klar und rein, und eine milde Frühlingssonne verbreitete eine angenehme Wärme und gestattete den Aufenthalt auf dem Verdeck. Das Meer war spiegelglatt, das Schiff groß, geräumig, vortrefflich gebaut, bequem eingerichtet und mit allem Comfort versehen und ging leicht und rasch seinem Ziele zu.

Die Zahl der Mitreisenden war gering, da um diese Jahreszeit nur wenige Personen nach dem Orient gehen. Die kleine Gesellschaft der Passagiere der ersten Kajüte lernte sich rasch kennen; sie bestand aus zwei jungen Archäologen, welche nach Athen fuhren, um dort Studien zu machen, einem in Alexandria

lebenden deutschen Kaufmann, der seine Heimat besucht hatte und wieder nach Egypten zurückkehrte, einem reichen Russen, welcher an der Schwindsucht zu leiden glaubte und deshalb seit Jahren fast immer auf der See war, einem griechischen Arzt, der in Wien seine medicinischen Studien vollendet hatte, und mehreren Geschäftsleuten aus Triest, die sich von den Uebrigen fern hielten. Dazu gesellten sich bei Tisch die beiden Kapitäne und der Arzt des Schiffes, welche auf die Fragen der Reisenden bereitwillig Auskunft gaben.

Frau Rather und Leonie waren die einzigen Damen an Bord, und die Letztere erregte auch hier durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit die Bewunderung Aller. Sie trug auf dem Clavier des Salons einzelne Bruchstücke aus heiteren Operetten vor, die sie im Gedächtniß hatte, sang schottische Volkslieder, die durch den weichen Schmelz ihrer Stimme eine große Wirkung hervorbrachten, jodelte, lachte, pfiff, tanzte und riß Alle zur ausgelassenen Lustigkeit hin. Die Schiffs-Offiziere erklärten, daß sie noch niemals

eine so heitere Gesellschaft von Passagieren auf dem Schiffe gehabt hätten, als auf dieser Fahrt, und bedauerten, daß Leonie dasselbe schon in Corfu verließ.

Die Insel Corfu ist ein kleines Paradies auf Erden. Der Boden besitzt eine überquellende Fruchtbarkeit, und die Landschaft gleicht im Frühling einem blühenden Garten. Breite, zerklüftete Oelbäume in wunderlichen Formen, Orangen-Haine mit ihren goldfarbigen Früchten, Weingehänge, Agaven und Cacteen bieten dem Auge ein wechselvolles Bild.

Bewaldete Anhöhen und Berge umsäumen das Eiland und fallen an einzelnen Stellen in schroffen, wildromantischen Felsenpartien zum Meere ab. Der Insel gegenüber breitet sich die Küste Albaniens mit ihren weiten Jagdtriften und schneebedeckten Bergen aus, während gegen Süden die Inseln Paxos und Antipaxos den Horizont begrenzen.

Der Professor hatte in dem am Schloßplatze gelegenen großen Hotel Zimmer bestellt. Man machte täglich Ausflüge zu Fuß und zu Wagen, durch-

streifte die Insel nach allen Richtungen, besuchte die berühmten Aussichtspunkte, vor Allem das Feenschloß von Gasturi, wo die ewig jugendliche Kaiserin von Oesterreich in stiller Einsamkeit ihren früh verstorbenen Sohn beweint, die Anhöhe von Pelleka, die Myrten und Orangen von Benizza, den im Meere liegenden Felsen von Pontikonisi, den man für das versteinerte Schiff des Odysseus hält, mit seinem kleinen Kloster, wo schmutzige griechische Mönche einen süß schmeckenden Wein verschenken, und die Klippen von Paläokastrizza.

Die Tage des Aufenthaltes in Corfu verflogen rasch. Nur ungern entschloß man sich zur Weiterreise. Leider war das Schiff, ein kleiner italienischer Dampfer, welcher bis Brindisi benutzt wurde, überfüllt und enthielt keine Separat-Cabinen. Da Frau Rather und Leonie nicht Lust hatten, den allgemeinen Schlafraum für Damen zu benutzen, so zog man es vor, auf dem Deck zu bleiben, umsomehr, als die Nacht ziemlich mild war. Leonie lehnte sich an den Professor an, der sie mit seinen Armen umschlungen

hielt. Sie schlief allmählich ein und ruhte an seiner Brust. Frau Rather hatte sich abseits davon in der Nähe der Maschine einen Sitz gewählt.

Bald nach Mitternacht traf man in Brindisi ein, von wo die Reise mit der Eisenbahn nach Tarent fortgesetzt wurde.

Dieser „lachende Erdenwinkel", wie ihn der römische Dichter Horaz nennt, ist wie geschaffen zur behaglichen Ruhe und zum Genuß. Der entzückende Golf mit seinem Reichthum an wohlschmeckenden Fischen, seinen Schalthieren und Austern, die an Güte den englischen gleichen, die vollsaftigen Gemüse und Früchte, welche die Gegend zeitigt, versorgen die Tafel mit seltenen Leckerbissen. Die Spaziergänge am Meere entlang und durch die Stadt, der Besuch der Kirchen und das Volksleben, welches zum Theil einen griechischen Charakter trägt, bietet ebenso viel Unterhaltung wie Belehrung.

Man fuhr dann nach Salerno, wo einst die älteste medicinische Schule Europas blühte, besuchte die Tempelruinen von Pästum, die wie Zeugen einer sagenhaften Vorzeit in die lebensvolle Gegen-

wart hineinreichen, und nahm endlich einen längeren Aufenthalt in Amalfi.

Wem geht das Herz nicht auf, wenn er diesen lieblichen Fleck Erde erblickt, wo die Natur alle ihre Reize entfaltet? — Leute, welche die ganze Welt gesehen und die schönsten Punkte derselben kennen gelernt haben, bekennen rückhaltlos, daß Amalfi nirgends seines Gleichen hat.

Es war Vollmond, als unsere Reisenden dort ankamen. Die Abende waren lauwarm, wie die Julinächte im Norden. Der Professor und Leonie benutzten sie zu Spaziergängen und Bootfahrten, an denen Frau Rather nicht theilnehmen konnte, da sie in Folge einer Verletzung am Fuße, die sie sich in Pästum zugezogen hatte, das Zimmer hüten mußte.

„Welcher Frieden liegt über der See!" sagte Leonie, als sie wieder einmal allein im Nachen über die im Mondlicht glitzernde Wasserfläche dahinglitten. „Wie wohl wäre mir, wenn ich dort unten in der Tiefe läge!" —

„So jung und schön — und Todesgedanken?" erwiderte der Professor und sah sie fragend an.

„Ich sehne mich zuweilen recht sehr nach Ruhe. Ich möchte schlummern — immer, ewig, erlöst von bösen Gedanken, erhaben über Leidenschaften, will ich träumen. O könnte ich doch Manches vergessen aus meinem Leben, dessen Erinnerung ich nicht zu bannen vermag!"

„Leonie! Du sprichst, als ob Du eine Schuld auf Dich geladen hättest. Du engelreines Wesen bist ja die beste, edelste, tugendhafteste Frau, die es giebt!"

„Ich habe allerdings niemals ein Verbrechen begangen, für welches ich in den Augen der Menschen hätte bestraft werden können. Aber ich habe viel gefrevelt; denn ich war eitel, kokett, falsch und herzlos und habe denen, die mich liebten, weh gethan."

„Kein Mensch ist frei von kleinen Schwächen. Wollte Gott, es gäbe keine größere Sünderin, als Du bist!"

„Du denkst über mich besser, als ich es verdiene, mein Freund! — Mich erfüllt ein maßloser Egoismus. Ich will glänzen, strahlen, bewundert werden, die erste Rolle spielen in der Gesellschaft. Diesem Phantom jage ich nach, ihm opfere

ich Alles. — Ach, mein Theurer!" fuhr sie nach einer langen Pause fort, „mir bangt vor meiner, vor unserer Zukunft! Welche Kämpfe stehen uns bevor! — Wäre es nicht besser für uns Alle, wenn wir heute ein Ende machen? Im Tode werden wir vereint sein, da uns das Leben scheidet."

„Und Dein Kind?" erinnerte sie der Professor.

„Es ist wahr. Ich muß leben — für Emil. So werde ich denn meinen Weg weiter wandern, wie es das Geschick will. Vergiß, was ich gesprochen habe, und verlaß mich nicht."

„Habe Geduld, Vertrauen und Muth, Leonie! dann werden wir unser Ziel erreichen!" —

Rather vermied es, mit seiner Frau allein zu sein; er wich ihr scheu aus, weil er fürchtete, daß sie in seiner Seele lese. Manchmal schien es, als ob er ihr Alles gestehen wolle, um von ihr die freiwillige Zustimmung zur Lösung ihres ehelichen Bundes zu erflehen; aber dann fehlte ihm wieder der Muth dazu.

„Meinst Du nicht," sagte er eines

Tages zu Leonie, „daß es am besten ist, wenn ich meiner Frau offen und ehrlich bekenne, daß ich Dich liebe?“ —

„Damit wäre Alles verdorben und unser Zusammenleben zerstört. Unsere Reise fände ein plötzliches Ende; denn Jeder von uns Dreien müßte allein und nach einer anderen Richtung abgehen. — Und wie würden die Leute über mich herfallen! Jeder würde sagen, daß ich Dich Deiner Frau weggekapert hätte. Eine Vereinigung zwischen uns wäre damit, wenigstens für längere Zeit, unmöglich gemacht.“ —

Sie verließen bald darauf Amalfi und begaben sich nach Sorrent und von dort nach der Insel Capri. Auch hier waren Leonie und Rather auf ihren Spaziergängen fast immer allein, da seine Frau ihren kranken Fuß noch schonen wollte und deshalb im Gasthofe zurückblieb.

Daran schloß sich ein mehrtägiger Aufenthalt in Neapel, der zur Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten und zu Ausflügen in die schöne Umgebung verwendet wurde. Man besuchte die aus dem Schutt der Jahrtausende wieder aus-

gegrabenen Römerstädte Herculanum und Pompeji, machte eine Wagenfahrt nach dem Observatorium, welches auf dem Sattel des Vesuv errichtet worden ist, und von dort zu der Drahtseilbahn und ließ sich von ihr auf den Gipfel dieses Berges tragen, um den feuerspeienden Krater in unmittelbarer Nähe zu betrachten. Auch die entzückenden Spazierfahrten nach dem Posilip und San Martino, sowie nach dem Kloster Camaldoli, von wo man eine großartige Rundsicht genießt, wurden nicht vergessen.

Abends wurden die Vorstellungen in San Carlo oder einem der kleinen Volkstheater besucht, auf den Straßen herumgewandert, oder der Einladung einer befreundeten Familie, welche der Professor von früher kannte, Folge geleistet. Leonie war von Neapel des Lobes voll, wie Jeder, welcher diese an Genüssen reiche Stadt zum ersten Male sieht.

VII.

Eines Tages saß man im Café Toledo, als Frau Rather ihren Mann auf einen jungen Herrn an einem der nächsten Tische aufmerksam machte, welcher unverwandt zu Leonie herüberstarrte.

„Ist das nicht der Marchese Rizo?“ fragte sie mit einem leisen Tone der Unsicherheit.

In diesem Augenblick bemerkte derselbe, daß er beobachtet wurde, und wandte sich verlegen ab. Er befand sich in Begleitung einer auffallend gekleideten, stark geschminkten Dame, welche sich durch alle Mittel der Kunst ein jugendliches Aussehen zu verschaffen bemüht war.

Nach einer Weile, in der er einen Entschluß gefaßt hatte, erhob er sich und kam zum Professor und seiner Gattin,

um sie als alte Bekannte zu begrüßen. Dann bat er darum, Leonie vorgestellt zu werden, und wechselte mit ihr einige Worte über ihre Reisepläne und die Vergnügungen von Neapel.

Nach wenigen Minuten kehrte er zu seiner Dame zurück, mit der er bald nachher das Local verließ.

„Wer ist diese Dame?" fragte Frau Rather den bedienenden Kellner.

„Es ist die Prima Ballerina von unserem Ballet, die Tänzerin Serena, und ihr Begleiter ist ein reicher Graf aus Rom, welcher ihr Brillanten schenkt und von Jedermann ausgelacht wird," antwortete er.

„Woher kennt Ihr den Marchese?" wandte sich Leonie an Frau Rather.

„Seine Mutter ist meine Jugendfreundin. Wir wurden in demselben Pensionat erzogen. Ihr Vater war der verstorbene Graf Welzheim, der ehemalige Minister-Präsident. Sie verheirathete sich mit dem Marchese Rizo, dem Vater des jungen Herrn, den Du soeben gesehen hast, als derselbe der Gesandtschaft bei uns zugetheilt war. — Ihre Ehe war

leider nicht glücklich. Sie wurde geschieden, zwar nicht gerichtlich; aber die beiden Gatten leben seit nahezu zwanzig Jahren getrennt. — Er hat eine glänzende Carriere gemacht und nimmt jetzt eine hervorragende Stellung im Ministerium in Rom ein; aber sein wüstes Leben, seine Verschwendung und Maitressen-Wirthschaft bilden das Stadtgespräch und bereiten seiner verlassenen Frau vielen Kummer. Sie hat sich auf ein Gut in der Nähe von Mönchberg zurückgezogen, wo sie bei Verwandten ein bescheidenes Dasein führt. Ihr Sohn hat seine Erziehung in Deutschland erhalten und befindet sich erst seit einigen Jahren bei seinem Vater. Hoffentlich nimmt er sich nicht ihn zum Vorbild!"

„Das scheint allerdings der Fall zu sein, wenn man nach der Gesellschaft, in der er sich bewegt, urtheilen darf," meinte der Professor.

„Er ist jung und schön. Der Jugend ist etwas Leichtsinn erlaubt," entschuldigte ihn Leonie.

„Er ist kaum 24 Jahre alt und geht bereits gebeugt mit vornübergeneigtem

Oberkörper, wie ein Greis," sagte Rather. — „Was hat er denn eigentlich gelernt? Welchen Beruf hat er gewählt?" wandte er sich dann an seine Frau.

Sie sah ihn verwundert an und erwiderte mit scharfem Spott: „Du sprichst von ihm, wie von dem Sohne eines Bauern. — Er ist Cavalier und wird einst das große Vermögen seines Vaters erben. Vielleicht verschafft ihm derselbe durch seinen Einfluß die Stelle eines königlichen Kammerherrn oder einen Gesandten-Posten an einem kleinen Hofe!"

Am folgenden Tage machte der Marchese Rizo den Reisenden in dem Hotel, in dem sie abgestiegen waren, einen Besuch. Sie waren gerade im Begriff, einen Ausflug nach Bajä zu unternehmen. Er wurde daher aufgefordert, mitzufahren, und erhielt seinen Platz im Wagen Leonie gegenüber.

Der Weg führt immer am Meere entlang und gewährt entzückende Blicke auf den Golf von Neapel und seine Umgebung, auf Capri und die weiter draußen liegenden Inseln Ischia und Procida. Aber weder der Marchese noch Leonie

schienen dafür Augen zu haben; sie vertieften sich in ein Gespräch über die Schönheit der italienischen Frauen, und der Erstere fand dabei Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß er darüber bereits reiche Erfahrungen gesammelt habe.

Man besichtigte unterwegs Pozzuoli und seinen ausgebrannten Krater und fuhr dann weiter nach Bajä, zur Zeit der Römer der berühmteste Badeort der Welt, jetzt ein elendes, schmutziges Fischerdorf.

Grell aufgeputzte, häßliche Mädchen, deren Jugendblüthe längst verschwunden war, tanzten vor Fremden Tarantella, und eine neapolitanische Musikbande spielte bekannte Volksweisen. Auf Veranlassung des Marchese ging sie später zu Tänzen über, und die anwesenden Gäste betrachteten dies als eine Aufforderung, sich im Kreise zu drehen.

Leonie und der Marchese nahmen ebenfalls daran Theil; er hatte sie fest an sich gepreßt, und sein Mund berührte fast ihr Gesicht. Ihre Wangen glühten vor Freude und Aufregung. Aus der Art, wie der Marchese seine Tänzerin hielt und sich bewegte, konnte man bald

erkennen, daß er eingehende Studien auf den Bällen der Pariser Demimonde gemacht hatte.

Der Professor ärgerte sich über sein Benehmen und drängte zum Aufbruch.

Auf der Rückfahrt setzten Leonie und der Marchese ihre lebhafte Unterhaltung fort. Sie war sehr ausgelassen, neckte ihn mit seinen Eroberungen bei den Damen, deren er sich rühmte, und fragte ihn, ob er dieselben der Ungezwungenheit verdanke, mit welcher er tanze. Der Marchese richtete verzehrende Blicke auf sie und musterte ihre Gestalt mit einer frechen Lüsternheit, die dem Professor auffiel.

Beim Abschiede küßte er den Damen die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß es ihm vergönnt sein möge, noch öfter in ihrer Gesellschaft zu verweilen. Als er hörte, daß für den folgenden Tag die Abreise nach Sicilien festgesetzt sei, erklärte er, daß er seit langer Zeit beabsichtige, dieses Land zu besuchen, und gern bereit sei, mit ihnen zu reisen; aber der Professor lehnte seine Begleitung mit höflicher Entschiedenheit ab.

„Nun denn! Auf Wiedersehen in Rom!“ rief er ihnen zu, als sie sich am andern Tage einschifften, und warf Leonie dabei einen vielsagenden Blick zu.

„Ich wünsche, daß Ihr diesem Menschen aus dem Wege geht,“ bemerkte der Professor, nachdem sich der Marchese entfernt hatte.

Sie fuhren nach Messina, betrachteten diese Stadt, die hauptsächlich den Handelsinteressen dient, und ihre Sehenswürdigkeiten, und reisten dann weiter nach Taormina.

Hoch auf einem fast bis zum Meere vorgeschobenen Bergrücken gelegen, zu welchem eine kunstvoll angelegte, in zahlreichen Windungen verlaufende Straße führt, im Anblick des schneebedeckten Aetna, der nur wenige Meilen entfernt ist, und der langgestreckten Küsten Calabriens und Siciliens, bildet dieser Ort mit den alterthümlichen Façaden seiner Häuser, den Ueberresten gothischer und romanischer Architektur, dem wunderlichen Winkelwerk seiner Gäßchen und Höfe und seinen Citronen- und Orangengärten ein beliebtes Standquartier für Maler.

Unsere Reisenden fanden hier eine kleine Gesellschaft von Künstlern und Litteraten, mit denen sie bald bekannt wurden. Der Präsident derselben war ein deutscher Landschaftsmaler, der sich in Taormina ein Heim gegründet hatte. Seine Bilder besaßen zwar keinen bedeutenden künstlerischen Werth; aber sie wurden von den durchreisenden Engländern zu hohen Preisen gekauft. Er genoß in Folge dessen ein großes Ansehen bei den Einheimischen, während die Fremden in ihm einen gefälligen Führer und Vermittler sahen.

Er war unverheirathet, bereits in vorgerücktem Alter und galt als wohlhabend. Sein Aeußeres war nichts weniger als angenehm; er litt an einem chronischen Augenkatarrh und wurde dadurch veranlaßt, häufig das Taschentuch zu gebrauchen; zudem ließ die schlaffe Musculatur seines Gesichts den Speichel beständig aus dem Munde rinnen. Auch hatte er die widerliche Gewohnheit, zu schnupfen, die ihm angeblich von seinem Arzt empfohlen worden war.

Leonie wurde von ihm sehr ausge-

zeichnet, und er erbot sich, ihr die schönsten Aussichtspunkte zu zeigen. Man besuchte das antike griechische Theater, welches ebenso durch die Großartigkeit seiner Ruinen, wie durch seine Lage auf einer Anhöhe, von der aus der Blick das Meer und das Land in weitem Umkreise beherrscht, einen majestätischen Eindruck macht.

Leonie betrat die ehemalige Bühne und trug auf Bitten der Gesellschaft einige deutsche und italienische Lieder vor. Der bestrickende Wohllaut ihrer Stimme fand allgemeine Anerkennung, und die unnachahmbare Akustik des Theaters brachte jeden Ton derselben in allen Theilen des weiten Zuhörerraumes zur vollen Geltung.

Am Abend wurde den Fremden ein Ständchen gebracht, welches von den Sängern des Ortes veranstaltet wurde. Die Letzteren wurden nachher eingeladen, an einer Bowle, die ein in diesen Dingen erfahrener Jüngling vom Rhein gebraut hatte, theilzunehmen.

Der Wein erwärmte die Gemüther und stimmte lustig. Der alte deutsche Maler machte Leonie den Hof und gab

sich alle erdenkliche Mühe, ihr zu gefallen. Sie lachte dazu und nahm seine Scherze mit liebenswürdigem Humor auf.

„Schöne Dame! Ich biete Ihnen mein Tusculum als Wohnsitz an, wenn Sie sich entschließen, für immer hier zu bleiben," flüsterte er ihr zu.

„Ich nehme es an unter der Bedingung, daß ich es allein — ganz allein — bewohnen darf," erwiderte sie.

„Ein kleines Plätzchen für mich werden Sie mir doch gönnen in meinem Hause — und in Ihrem Herzen?" flirtete er weiter.

Sie schlug ihm mit ihrem Fächer auf den Mund und sah ihn schelmisch an.

Am anderen Vormittag war der Professor beschäftigt, Briefe zu schreiben, als der Maler erschien, um Leonie zu einem Spaziergange abzuholen. Da Frau Rather das Bedürfniß nach Ruhe vorschützte, so wanderten die Beiden allein fort.

Der Maler führte Leonie in seine Wohnung, um ihr seine Studien und eine Auswahl von Photographien, die er gesammelt hatte, zu zeigen. Jedes Stück,

das ihren Beifall fand, machte er ihr zum Geschenk. So kehrte sie denn, mit Schätzen reich beladen, zu ihren Reisegefährten zurück.

„Der alte Mann ist total verliebt in mich. Wunderst Du Dich nicht über einen solchen Narren?“ sagte sie lachend zum Professor.

„Nicht so sehr, als über Dich, daß Du die faden Schmeicheleien dieses ekelhaften Menschen erträgst und von ihm Geschenke annimmst,“ antwortete er.

„Seine Worte verfliegen in der Luft; aber seine Bilder werden mir eine köstliche Erinnerung an den hiesigen Aufenthalt sein,“ bemerkte sie hierauf.

Von Taormina ging die Reise weiter an den Bädern der heiligen Venus zu Acireale vorüber nach Catania und dann nach Syrakus, wo die spärlichen Ueberreste des Alterthums betrachtet und die Quelle der Arethusa, das sogenannte Ohr des Dionysius, des „Tyrannen“, besucht wurde. Hierauf folgten Abstecher zu den Ruinen von Girgenti und nach Selinunt, und dann hielt man längere Rast in Palermo.

Die Damen wünschten, sich von den Strapazen der vorangegangenen Touren zu erholen, und der Professor erklärte, daß er die Notizen, welche er gemacht hatte, sichten und prüfen müsse. Man beschränkte sich daher auf einige Ausflüge in die Umgegend, besuchte Monreale und das Kapuzinerkloster und wanderte in den Straßen und Kirchen Palermos umher.

Unter den Briefen, welche für Leonie eintrafen, befand sich auch einer, welcher den Poststempel von Rom trug. Da sie bemerkte, daß ihre Reisegefährten darüber verwundert waren, so erklärte sie mit scheinbarer Unbefangenheit, daß das Schreiben vom Marchese Rizo sei.

„Wie kann dieser Mensch die Keckhei haben, Dir zu schreiben,“ rief der Professor entrüstet aus.

„Er hat mich um die Erlaubniß dazu gebeten, und ich hatte keinen Grund, sie zu verweigern,“ antwortete sie kurz.

„Ich halte es für unpassend, wenn eine junge, schöne Dame mit jedem Herrn, dessen flüchtige Bekanntschaft sie auf der Reise macht, einen Briefwechsel beginnt,“ erwiderte der Professor.

Er war mißgestimmt und wandte sich ab. Bald darauf verließ er das Hotel und machte einen mehrstündigen Spaziergang.

Als er zurückkehrte, fand er Leonie allein zu Hause, da seine Frau ausgegangen war, um einige Bilder in einer dortigen Privatgalerie zu betrachten. Sie kam ihm freundlich entgegen und fragte in bescheidenem Tone:

„Zürnst Du mir noch, mein lieber Freund?"

Dabei setzte sie sich auf seinen Schooß und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Du mußt Geduld haben mit Deinem ungezogenen, eigensinnigen Kinde! Verzeihe mir, wenn ich Dich betrübt habe! Ich will von nun an recht artig und folgsam sein," fuhr sie fort und küßte ihm die Stirne und den Mund. „Wenn Du es wünschest, werde ich den einfältigen Brief des Marchese gar nicht beantworten."

„Ich bitte Dich darum — um Deinetwillen."

Damit war die Versöhnung zwischen ihnen wieder hergestellt.

Am folgenden Tage verließen sie Palermo und fuhren mit einem italienischen Dampfschiffe über Cagliari nach Livorno. Es war ein altes schlechtes Fahrzeug, welches seine letzte Reise machte und darnach außer Betrieb gestellt werden sollte. Da es fast gar keine Ladung hatte, so war es den Schwankungen des Meeres widerstandslos überlassen.

Die See war sehr bewegt, und gegen Abend erhob sich ein heftiger Sturm. Die Wogen bauten sich zu Bergen auf, zwischen denen das Schiff zu verschwinden schien. Es stampfte und rollte und ächzte und stöhnte, und jeden Augenblick erwartete man, daß es zerbersten werde. Das Wasser spritzte über Bord und bespülte das Hinterdeck. Im Speisesalon klirrten Teller und Gläser, und in den Kajüten wurden die Waschschüsseln auf den Boden geworfen und zerbrachen.

Frau Rather, welche schon seit längerer Zeit an einem Magenübel litt, wurde von der Seekrankheit so schwer ergriffen, daß sie sich dem Tode nahe glaubte. Sie bat ihren Mann, bei ihr

zu bleiben und ihr beizustehn; aber er wurde durch die Sorge um Leonie in Anspruch genommen.

Diese weinte und jammerte und machte dem Professor Vorwürfe, daß er sich nicht besser über die Qualität des Schiffes unterrichtet habe; dann umschlang sie ihn wieder mit ihren Armen und erdrückte ihn mit Küssen. Sie erklärte, daß sie ihn aus ihrer Cabine nicht fortlasse; denn sie fürchte sich, allein zu bleiben, und wolle mit ihm vereint sterben.

Gegen Morgen ließ das Unwetter nach, und als man in Cagliari ankam, hatte die Sonne die Wolken zertheilt. Die Reisenden gingen an's Land und durchwanderten die Stadt, die mit ihren steil ansteigenden, für Fuhrwerk fast unwegsamen Straßen und Gassen an den Abhang eines Berges angelehnt ist, auf dessen Höhe eine Promenade verläuft, welche eine großartige Rundsicht gewährt über die gebirgige Formation der Insel Sardinien, über die Bucht von Cagliari und weit in's Meer hinaus.

Die Fahrt nach Livorno war ein wenig ruhiger, als während der vorher-

gegangenen Nacht. Alle frohlockten, als Livorno in Sicht kam. Die Reisenden erholten sich rasch von den Nachwehen der überstandenen Seekrankheit und begaben sich über Pisa, wo man einen Tag rastete, nach Florenz.

Hier trennte sich der Professor von den Damen und reiste allein nach Berlin zurück, da die Ferien zu Ende waren und er seine Vorlesungen wieder eröffnen mußte.

„Denke an mich und thue, was Du planst; aber laß mich außer Spiel und nenne meinen Namen nicht!“ raunte ihm Leonie zu, als er sie beim Abschiede umarmte. „Ich werde bei Deiner Frau bleiben, damit weder sie noch die übrigen Menschen in mir die Ursache Eurer bevorstehenden Scheidung sehen. Ich erhalte dadurch zugleich Gelegenheit, ihr Verhalten gegen die Vorschläge, die Du ihr machen wirst, kennen zu lernen und zu beeinflussen.“ —

VIII.

Frau Rather und Leonie lebten im besten Einvernehmen. Jedermann hielt sie für Mutter und Tochter. Sie schwelgten in den unerschöpflichen Kunstschätzen des Palazzo Pitti und der Uffizien, unternahmen Spazierfahrten nach den Cascinen, nach San Miniato und Fiesole, promenirten auf der prachtvollen Viale dei Colli und besuchten den Dom und die übrigen sehenswerthen Kirchen von Florenz.

„Ich habe soviel von dem schönen Italien gesehen," sagte Leonie. „Nur Rom, die Krone des Ganzen, kenne ich nicht. Wie bedauere ich das!" wiederholte sie bei verschiedenen Gelegenheiten.

„Dein Wunsch soll erfüllt werden, mein Kind! Wir reisen morgen nach Rom. Es wäre eine Sünde gegen den

guten Geschmack, wenn wir von hier aus die ewige Stadt nicht besuchen würden."

„Herzlichen Dank, liebe Mama! Darf ich den Marchese von unserer Ankunft benachrichtigen? Er wird sich darüber sehr freuen — und uns in Rom herumführen," setzte sie zögernd hinzu.

„Wie Du willst!" antwortete Frau Rather. „Doch thue es lieber nicht!" setzte sie nach einer Weile hinzu. „Mein Mann könnte es erfahren, und er will nicht, daß wir mit dem Marchese verkehren."

„Was hat er denn gegen ihn? — Rizo ist ein vornehmer, artiger Herr."

„Auch ich finde ihn liebenswürdig; nur ist er etwas frei in seinem Benehmen — gegen Damen."

„Ach was! Wir sind keine Kinder und brauchen die Lehren des Herrn Professors nicht!" erklärte Leonie entschlossen. „Wir können umgehen, mit wem wir wollen. — Uebrigens wird Dein Mann gar Nichts davon erfahren. Ist es denn nothwendig, daß wir ihm von unserm Aufenthalt in Rom erzählen? Am besten ist es, wenn wir darüber schweigen."

Die Damen trafen in Rom ein und wurden am Bahnhofe vom Marchese empfangen, der durch eine Depesche von Leonie von ihrer Ankunft verständigt worden war. Er brachte sie in einen Gasthof, besorgte ihnen gute Zimmer und wurde ihr steter Begleiter vom frühen Morgen bis zum späten Abend

Sie besuchten die Vaticanischen Museen, die Peterskirche, das Capitol, das Forum Romanum und die römischen Kaiserpaläste und machten Ausflüge in die Campagna und nach Frascati. Da Frau Rather diese Orte schon früher gesehen hatte, so ersparte sie sich manchen Weg, der für sie ermüdend war, und ließ Leonie mit dem Marchese allein wandern. Die Letzteren waren erfreut, wenn sich ihnen Gelegenheit bot, sich ungestört sprechen zu können, und trachteten, sie so oft als möglich herbeizuführen.

Sie wurden allmählich vertrauter und verkehrten mit einander, als ob sie sich seit Jahren kännten. Er sagte ihr Schmeichelnamen und pries ihre körperlichen Reize; sie lachte und scherzte mit ihm und fragte ihn, ob er schon viele

Damen geküßt habe, und ob ihnen dabei sein keck nach aufwärts gedrehter Schnurrbart nicht weh thue. Der Marchese antwortete darauf, indem er ihre Taille umfaßte und einen Kuß auf ihren Mund preßte. Sie gab sich den Anschein, als ob sie darüber empört sei, und machte ihm Vorwürfe; aber sie verzieh ihm bald und sprach nach wenigen Minuten wieder ebenso freundlich mit ihm wie vorher. Der Marchese wurde dadurch ermuthigt, seinen Versuch bei nächster Gelegenheit zu wiederholen.

Er wurde von Tag zu Tag zudringlicher gegen Leonie, und sie unterließ es, ihn mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Als sie mit ihm im alten Park der Villa Aldobrandini zu Frascati wandelte, unternahm er, da Frau Rather im Schlosse zurückgeblieben war, einen stürmischen Angriff auf ihr Herz.

„Ich liebe Sie mit der ganzen Gluth der Jugend und mit dem heißen Blut meiner Nation, Leonie!“ rief er aus und sank vor ihr auf die Kniee. „Ich muß Sie vollständig besitzen, oder ich kann nicht leben.“

„Stehen Sie auf, Marchese! Man darf uns nicht in dieser Situation sehen!“ erwiderte sie. Nachdem er sich erhoben hatte, fuhr sie fort: „Eine Heirath zwischen uns ist unmöglich. Sie haben keine Stellung, kein Amt, kein Einkommen, keine Selbstständigkeit. Sie sind gänzlich abhängig von Ihrem Vater, leben von dem, was er Ihnen freiwillig giebt. Weder er, noch Ihre Mutter werden ihre Zustimmung zu unserer Verehelichung geben. Welchen Zweck hat also Ihr Antrag?“

„Haben Sie Mitleid mit mir! Erbarmen Sie sich meiner!“ flehte er sie an. „Seien Sie nicht hart und grausam! Stoßen Sie mir nicht den Dolch in die Brust!“

„Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie von mir?“ erwiderte sie kalt und beschleunigte ihre Schritte, um zu ihrer mütterlichen Freundin zurückzukehren.

Sie erzählte ihr die Scene mit dem Marchese, nachdem sich derselbe entfernt hatte.

„Ich habe dies vorausgesehen,“ sagte Frau Rather, „denn Du hast ihm zu

viele Freiheiten gestattet. Wenn eine Dame mit einem Herrn kokettirt, muß sie den Muth und die Kraft haben, demselben ein Halt zuzurufen, wenn er die Grenzen des Erlaubten überschreitet. — Uebrigens erledigt sich die Angelegenheit des Marchese sehr einfach, indem wir morgen schon Rom verlassen."

„Schon morgen?" warf Leonie schüchtern ein.

„Ja," erwiderte Frau Rather fest und bestimmt.

Als der Marchese am folgenden Tage die Damen im Hotel aufsuchte, wurde ihm mitgetheilt, daß sie im Begriff seien, nach Venedig abzureisen. Er bat Frau Rather um eine vertrauliche Unterredung, die sie ihm sofort bewilligte. Sie erwartete, daß er ihr seine Neigung zu Leonie bekennen und sie um Förderung seiner Heirathspläne ersuchen werde. Statt dessen sagte er ihr:

„Gnädige Frau! Ich hatte das Glück, Sie und die Frau Baronin in Rom begleiten zu dürfen. Das war mir eine große Ehre und ein unvergeßliches Vergnügen, wofür ich Ihnen meinen tief-

gefühltesten Dank ausspreche. — Sie hatten ferner die Güte, mich täglich zum Diner und zum Dejeuner einzuladen. Damit haben Sie mir eine Beschämung bereitet, da ich als Herr eigentlich die Verpflichtung hatte, die Damen als meine Gäste zu betrachten. Aber Sie kennen meine finanziellen Verhältnisse und wissen, daß ich noch kein selbstständiges Einkommen besitze; damit bin ich hinreichend entschuldigt. — Ich spreche zu Ihnen, wie zu meiner Mutter; denn Sie sind deren Freundin und somit auch meine mütterliche Freundin."

„Vertrauen Sie mir, Marchese! Ich werde Ihnen in der Angelegenheit, um die es sich handelt, meinen Rath ertheilen, wie es in Ihrem Interesse liegt — und im Sinne Ihrer guten Mutter."

„So darf ich reden? — Ich befinde mich in einer peinlichen Lage. Ich hatte in letzter Zeit große Ausgaben, mußte Ehrenschulden decken, — und habe im Augenblick nur wenige Franken bei mir. Ich muß aber sofort Geld haben. Es fehlt mir die Zeit, um meinen Vater

oder einen meiner Freunde aufzusuchen. Gnädige Frau! Wollen Sie mir aus dieser Verlegenheit helfen?“

„Welche Summe verlangen Sie?“ fragte Frau Rather im kühlen Tone. „Noch Eins!“ setzte sie hinzu. „Da Sie das Geld sofort nöthig haben, so scheint es, daß Sie hier im Hotel davon Gebrauch machen wollen?“

„Ich will es Ihnen offen bekennen. Ich habe mich entschlossen, mit Ihnen nach Venedig zu reisen, und will die Summe zu diesem Zweck verwenden.“

„Ich bin gern bereit, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen,“ erwiderte Frau Rather und überreichte ihm dabei eine der Goldrollen, die sie in einem dortigen Bankhause eingewechselt hatte, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie diesen Plan aufgeben und uns nicht begleiten.“

„Aber die Damen bedürfen des männlichen Schutzes auf der Reise,“ wagte der Marchese einzuwenden.

„Gegen Banditen schützen uns die Behörden dieses Landes, und gegen Unverschämte — wir uns selbst,“ antwortete Frau Rather und erhob sich, um

ihm anzudeuten, daß sie dieser Unterhaltung ein Ende machen wolle.

Der Marchese verabschiedete sich von ihr und Leonie, vergaß aber, die empfangene Goldrolle zurückzugeben.

Die Damen kannten Venedig bereits und hatten die dortigen Gemäldesammlungen bei einer früheren Anwesenheit besucht. Sie verzichteten daher dieses Mal auf die Betrachtung von Bildern, zumal sie durch den Aufenthalt in Florenz und Rom mit Kunstgenüssen übersättigt worden waren.

Sie ergaben sich der wohlthuenden Ruhe, zu welcher Venedig einladet, ließen sich auf der Gondel durch den Canale grande und die Lagunen wiegen, bewunderten den Dom von S. Marco und den Dogenpalast und machten mit dem Segelboot Ausflüge nach dem Lido und den übrigen Inseln. Dort prangten die Bäume und Sträucher im grünen Frühlingsschmuck, und die Blüthen und Blumen verbreiteten einen berauschenden Duft.

Man war in der Mitte des Mai. Die Hitze des Tages wurde durch er-

frischende Ostwinde gemildert, und die Abende waren köstlich. Auf dem Marcusplatze entwickelte sich ein interessantes Volksleben. Die Bevölkerung strömte dort zusammen, um der Militärmusik zu lauschen und in einem der elegant ausgestatteten Kaffeehäuser ein Granito oder Gelato zu schlürfen.

Vom Professor hatte man seit mehreren Tagen keine Nachricht. Er hatte seine Ankunft in Berlin telegraphisch angezeigt und einige Briefe an Leonie gerichtet, in denen er sie seiner unwandelbaren Liebe versicherte. Sie waren ihr von Florenz aus nachgeschickt worden; doch sie hatte in Rom keine Zeit gefunden, darauf zu antworten.

Da erhielt seine Frau folgendes Schreiben von ihm:

Liebe Marie!

Niemals in meinem Leben ist es mir schwerer geworden, die Feder zu führen als in diesem Augenblick; denn ich bin in die Nothwendigkeit versetzt, Dir einen Schmerz zu bereiten, der Dich tief verwunden wird.

Verhältnisse, deren ausführliche Darstellung mir heute aus verschiedenen Gründen unmöglich ist, zwingen mich, die Trennung unserer Ehe herbeizuführen. Frage nicht nach den Ursachen! Ich kann und darf Dir nichts Näheres mittheilen.

Unser Zusammenleben hat schon seit vielen Jahren nicht mehr den Charakter eines ehelichen Bündnisses, sondern nur noch den einer rücksichtsvollen Freundschaft. Den Gatten in mir hast Du somit längst verloren, bevor unsere Ehe gelöst wird; ein treuer, aufrichtiger Freund will ich Dir auch nach derselben bleiben, wenn Du mich dessen für würdig hältst.

Du verlierst auch durch die Trennung unserer Ehe Nichts, sondern gewinnst im Gegentheil die vollständige Freiheit und Selbstständigkeit Deiner Bewegungen. Du wirst der Dir lästigen Verpflichtung, zuweilen bei mir in Berlin zu wohnen, überhoben und erhältst das Recht, zu reisen und zu leben, wo und wie Du willst.

Weise meinen Vorschlag nicht

zurück; denn Du würdest mich damit namenlos unglücklich machen. — Ueberlege Alles mit Ruhe und Vernunft und beauftrage einen hiesigen Advocaten mit der Vertretung Deiner Angelegenheiten! — Ein formeller Grund für die Ehescheidung ist leicht gefunden, wenn wir Beide übereinstimmend erklären, daß wir eine unüberwindliche Abneigung gegen einander gefaßt haben.

Thue, was uns Beiden frommt, und verzeihe mir!

In pflichtschuldiger Ergebenheit

Julius Rather.

Frau Rather war wie betäubt, als sie diesen Brief las. „Träume ich oder wache ich?" fragte sie Leonie und überreichte ihr das Schreiben. „Schaue nach, ob es wirklich hier geschrieben steht, daß er sich von mir trennen will!"

„Es ist so," bestätigte diese.

„Aber weshalb?"

„Er schweigt. darüber."

„Seit nahezu 17 Jahren sind wir verheirathet. Wir haben uns an einander

gewöhnt. Wir haben Leiden und Freuden zusammen getragen. Wir waren mit einander jung und sind allmählich alt geworden. Ich sah seinen wissenschaftlichen Ruhm entstehen und wachsen — und war stolz darauf, weil ich auch einen Theil davon in Anspruch nehmen durfte. Er handelt sehr undankbar gegen mich."

Sie seufzte tief auf. „Hätte ich jemals ahnen können, daß er die Opfer, die ich ihm gebracht habe, einst in solcher Weise lohnen würde? — Was würde mein verstorbener Vater sagen, wenn er dies erlebt hätte? — Wie wird die Welt darüber urtheilen? — Ich vermag den Gedanken nicht zu fassen, daß ich nicht mehr seine Gattin sein, daß Alles zwischen uns ein Ende haben soll."

Sie brach in Thränen aus. Leonie suchte sie zu beruhigen. „Ertrage es würdig, und sei stark!" mahnte sie.

„Es ist Nichts geschehen, was diesen plötzlichen Entschluß erklärte oder rechtfertigte," fuhr Frau Rather fort. „Sollte er ein Liebesverhältniß angeknüpft haben und die Absicht hegen, sich wieder zu vermählen?"

„Vielleicht," sagte Leonie. „Als ich bei Euch zum Besuch war, wurde mir erzählt, daß Dein Mann sehr befreundet sei mit der Schauspielerin Freda Holm und sie täglich besuche."

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß sich Frau Rather zu einem Entschluß aufraffen konnte. Sie sprach mit Leonie über die Angelegenheit, welche ihr rieth, sich in's Unvermeidliche zu fügen; aber sie schwankte und hoffte, daß die Trennung verhütet werden könne.

„Warum zögerst Du mit Deiner Einwilligung?" fragte Leonie. „Dein Stolz muß Dich auffordern, Dich nicht an einen Mann zu klammern, welcher das Band, das ihn an Dich fesselt, lösen will."

„Wohl wahr!" antwortete Frau Rather. „Aber die Erinnerungen eines langen Lebens lassen sich nicht an einem Tage auslöschen. Ich habe diesen Mann geliebt — und soll jetzt zusehen, wie eine Andere den Platz an seiner Seite einnimmt, der bisher mir gehörte! — Nein! Ich kann es nicht. — Ich will zu ihm reisen und den Versuch machen, die Katastrophe zu verhüten."

Leonie zuckte höhnisch die Achseln. Nach einigen Tagen verließen die beiden Damen Venedig und fuhren nach Mönchberg, wo Leonie zurückblieb. Frau Rather setzte von dort aus die Reise allein fort und begab sich nach Berlin.

IX.

Der Professor war überrascht, als seine Gattin in seiner Wohnung erschien. Sie hatten eine lange Unterredung, in welcher sie ihn mit bewegten Worten bat, von seinem Vorhaben abzustehen. Aber er blieb fest in seinem Entschlusse und erklärte ihr, daß sie das Unmögliche verlange; denn er müsse eine Pflicht erfüllen, der er sich nicht entziehen könne.

„Und hast Du vergessen, was Du mir einst geschworen hast?“ fragte sie ihn.

„Du magst mich verurtheilen und verdammen,“ erwiderte er. „Ich sehe ein, daß ich ein Unrecht gegen Dich begehe; aber ich kann nicht anders. Ich würde lieber den Tod suchen, als das bisherige Leben weiterführen. Wenn Du mich der Wissenschaft erhalten willst, so habe Er-

barmen und gieb mir meine Freiheit zurück!"

„Ist es wahr, daß Du Dich mit einer Anderen verheirathen willst?"

„Ich kann Dir darauf keine Antwort geben; denn es ist nicht mein Geheimniß allein."

Frau Rather mußte erkennen, daß alle ihre Bemühungen, ihren Gatten umzustimmen, vergeblich waren. Mit schwerem Herzen gab sie endlich ihre Zustimmung zur Ehescheidung. Nachdem sie einen Advocaten mit den erforderlichen Vollmachten ausgestattet hatte, ihre Rechte zu wahren, reiste sie nach der Schweiz ab, um dort den Verlauf der Angelegenheit abzuwarten.

Da keine Kinder aus ihrer Ehe entsprossen waren und die Ordnung der finanziellen Verhältnisse keine Schwierigkeiten machte, so wurden die üblichen Formalitäten bald erledigt und schon nach wenigen Wochen vom Gericht die Trennung der Ehe auf ein Jahr ausgesprochen, welche nach dem Gesetz der endgiltigen Scheidung vorausgeht.

Leonie wurde vom Professor von allen

Schritten verständigt, die er in dieser Sache unternahm. Sie erhielt auch sofort Nachricht, als die Entscheidung der Behörde erfolgte, und sandte ihm ihren Glückwunsch, während sie in einem Briefe an Frau Rather ihr Bedauern äußerte, daß es zu keiner Versöhnung zwischen dieser und ihrem Gatten gekommen sei.

In der Oeffentlichkeit wurde die Ehescheidung des Professors Rather nicht besprochen, da die Zeitungen auf dessen Wunsch darüber schwiegen. Seine Bekannten, die davon erfuhren, sagten, daß sie dies längst vorausgesehen hätten; denn seine Frau habe es nicht verstanden, ihm eine traute Häuslichkeit zu bereiten. In den gesellschaftlichen Kreisen Berlins wurde die Letztere nicht vermißt, da sie sich denselben längst entzogen hatte.

Der Schluß des Semesters stand bevor, und der Professor verließ baldderauf die Stadt. Er begab sich in's Seebad Norderney, wo Leonie mit ihrem Kinde bereits seit zwei Wochen verweilte. Er zeigte ihr seine Ankunft an, und sie empfing ihn mit inniger Wärme und Herzlichkeit.

Sie hatte in dem Hause, in welchem sie selbst wohnte, zwei Zimmer neben den ihrigen für ihn gemiethet. Als er sich darin heimisch machte, fiel ihm eine Schachtel mit Cigaretten in die Hände, welche der frühere Bewohner zurückgelassen hatte.

„Die hat der Marchese vergessen," sagte das Stubenmädchen, als er ihr die Cigaretten übergab.

„Wie hieß der Herr?" fragte der Professor.

„Marchese Rizo, glaube ich," antwortete sie. „Er ist heute Morgen mit dem Schiff abgereist. Er war nur drei Tage hier."

Als der Professor Leonie sah, fragte er sie:

„Du hast Besuch gehabt? Marchese Rizo war hier."

„Nicht meinetwegen. Er hat das Wettrennen in Hannover besucht, wie er mir erzählte, und nachher einen Ausflug hierher gemacht, weil er diesen berühmten Badeort noch nicht gesehen hatte. Es war ein Zufall, daß wir uns hier begegnet sind."

„Und war es auch ein Zufall, daß er neben Dir wohnte?

„Das wußte ich gar nicht. Ich kümmere mich auf Reisen niemals darum, wer neben mir wohnt. Es steht Jedem frei, in demselben Hotel abzusteigen, wo ich wohne, und Zimmer zu miethen, welche er will."

„Correspondirst Du mit dem Marchese?"

„Wir haben einige Briefe gewechselt — über ganz gleichgiltige Dinge."

„Und macht Dir dies Vergnügen?"

„Es bringt einige Abwechselung in die Monotonie des Lebens."

„Hast Du ihm mitgetheilt, daß Du hier bist?"

„Das konnte er in jeder Badezeitung lesen, wo die Liste der hiesigen Kurgäste veröffentlicht wird. Dein Verdacht ist kränkend, und ich bitte Dich, dieses Gespräch zu beenden."

Sie schmollte, und er hatte Mühe, sie zu besänftigen. Er mußte sich eingestehen, daß seine Verdachtsgründe geringe Beweiskraft hatten und durch die Erklärung der Thatsachen, welche Leonie gab, den Boden verloren.

Ihre Sicherheit und Unbefangenheit

brachte ihm die Ueberzeugung bei, daß er ihr Unrecht gethan habe. Er suchte, dasselbe wieder gut zu machen, indem er sie um Verzeihung bat und ihr erklärte, daß sein Vertrauen zu ihr unerschütterlich sei.

Er war nicht nach Norderney gekommen, um Leonie zu betrüben und sich zu ärgern; er wollte glücklich machen und glücklich sein. Wie hatte er sich nach dem Augenblick gesehnt, da er, von den bisherigen Fesseln erlöst, im Besitz der wiedergewonnenen Freiheit, ihr gegenübertreten und mit ihr in ungezwungener Weise verkehren konnte!

Es begann ein neues Leben für ihn. Er sah sich als Gatte einer jungen, schönen Frau und Vater eines lieblichen Knaben. Eine heitere Zufriedenheit, wie er sie niemals vorher empfunden hatte, erfüllte sein Herz. Wie wohl fühlte er sich, wenn er, der gewohnt war, in seinem einsamen Studirzimmer den Morgenkaffee, den ihm eine alte mürrische Dienerin brachte, hastig hinunter zu schlürfen, mit Leonie und ihrem Kinde beim gemeinsamen Frühstück saß. Mit

vollendeter Anmuth erfüllte sie die Pflichten der Hausfrau, während der kleine Emil auf seinen Beinen herumkletterte und allerlei kindliche Fragen an ihn stellte.

Dann kam die Unterrichtsstunde, welche Leonie demselben täglich in den Künsten des Lesens und Schreibens ertheilte. Der Professor nahm daran Theil und rauchte dazu seine Morgen-Cigarre, während er die neuen Zeitungen einer flüchtigen Durchsicht unterzog.

Hierauf ging man an den Strand, um zu baden. Emil war stolz darauf, daß ihn der Professor mit sich in das Herrenbad nahm. Dort durfte er lustig umherspringen und wurde nicht genöthigt, sich still zu verhalten, wie im Damenbade, das er mit seiner Mutter bisher besucht hatte. Er ging mit seinem väterlichen Freunde in das tiefe Wasser hinein, machte unter dessen Anleitung die ersten Schwimmversuche und übte sich, die heranrollenden Wellen mit dem Rücken abzufangen.

Die Nachmittage verbrachte man am Strande, wo Emil im Sande spielte und kunstvolle Wasserleitungen anlegte oder

Festungen baute. Zuweilen wurde eine Wagenfahrt in's Land hinein oder eine Bootfahrt mit dem Segelschiff unternommen oder ein Spaziergang am Strande entlang gemacht.

Von der übrigen Badegesellschaft hielten sich der Professor und Leonie fern. Sie fürchteten, Bekannte anzutreffen und dadurch in peinliche Erörterungen verwickelt zu werden.

Rather hatte das Bedürfniß, mit seiner Familie, wie er sich ausdrückte, allein zu sein. Er kannte kein größeres Vergnügen, als mit Leonie und Emil zu plaudern. Täglich entdeckte er neue Vorzüge an seiner Angebeteten, und ihre lichtumflossene Gestalt erhob sich mehr und mehr über alle Frauen, die er jemals gekannt hatte.

Sie sprachen von der nächsten Zukunft und von den Verhältnissen, wie sie sich ihnen gestalten sollten.

„Binnen Jahresfrist wirst Du endlich meine Gattin sein," sagte Rather. „Wird es Dir schwer fallen, Mönchberg zu verlassen und zu mir nach Berlin zu übersiedeln?"

„O keineswegs! Ich freue mich darauf," antwortete Leonie.

„Gefällt Dir das kleine Haus, welches ich jetzt bewohne?"

„Es ist leider sehr entlegen von dem Mittelpunkte der Stadt, von der Oper und den guten Theatern. Auch würden wir Schwierigkeiten haben, dort große Gesellschaften zu geben, weil viele Leute den weiten Weg scheuen," entgegnete sie.

„Ich habe schon daran gedacht, es zu verkaufen, und bereits Unterhandlungen mit einem Käufer angeknüpft. Ich werde dazu hauptsächlich dadurch bewogen, weil die Instandhaltung des Hauses und Gartens enorme Kosten verursacht. Ich muß mich jetzt etwas einschränken."

„Weshalb?" fragte Leonie betroffen.

„Weil meine Einnahmen geringer geworden sind. Die Revenuen des bedeutenden Vermögens meiner Frau, welche bis jetzt zum Theil für den gemeinsamen Haushalt verwendet worden sind, stehen seit unserer Trennung ihr wieder allein zur Verfügung."

„Durftest Du nicht auf einen Theil derselben Anspruch erheben? Besteht

denn nicht Gütergemeinschaft zwischen den Ehegatten?" —

„Es widerstrebte mir, ein solches Verlangen zu stellen. Auch hätte es wahrscheinlich zu einem langwierigen Proceß mit genauer Rechnungslegung der beiderseitigen Einnahmen und Ausgaben geführt, dessen Endergebniß keine Partei befriedigt hätte. Jedenfalls wäre dadurch unsere Ehescheidung um mehrere Monate verschoben worden, was ich vermeiden wollte."

„Und hast Du so viel, daß wir anständig leben können?"

„Beruhige Dich, mein Kind! Es wird Dir an Nichts fehlen. — Wir werden eine elegante Wohnung in der Mitte der Stadt nehmen."

„Unter den Linden. Nicht wahr?" unterbrach ihn Leonie. „Man sieht dort die Soldaten zur Wachtparade ziehen, die großen militärischen Schauspiele, den Hof."

„Unter den Linden sind die Wohnungen so theuer, daß wir darauf verzichten müssen, wenn wir uns nicht in anderen Dingen Entbehrungen auferlegen

wollen. Wir werden in einer der Nebenstraßen, die zu den Linden führen, unsern Wohnsitz aufschlagen. Von dort aus ist es nicht weit zur Universität, zur Bibliothek, zur Oper und zum Schauspielhause. Ich kann dann meine Equipage abschaffen, die jährlich sehr viel Geld kostet."

„Wie! Du wolltest?" fuhr Leonie erschreckt auf. „Womit fahren wir spazieren? — In der Großstadt ist eine Equipage unentbehrlich, um Besuche abzustatten und Besorgungen zu machen."

„Für diese Fälle werden wir einen Wagen miethen." —

„Doch darf derselbe keine Nummer haben, damit die Leute glauben, daß er unser Eigenthum ist."

„Warum willst Du einen solchen Schein erwecken? — Glaubst Du, daß wir dadurch in der Werthschätzung der Menschen steigen?"

„Jeder wird beurtheilt nach dem, was er scheint, nicht nach dem, was er ist."

„Für den Kaufmann, welcher gewagte Speculationen unternimmt, mag es von Vortheil sein, wenn ihn das Publi-

cum für reich hält, weil dadurch sein Credit erhöht wird. Aber welchen Werth hat das für uns?"

„Speculanten sind wir Alle, der Diplomat ebenso wie der Kaufmann, der Gelehrte, wie der Künstler. Jeder will gewinnen und beutet zu diesem Zweck den Unverstand und die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen aus. Der Eine trachtet nach Ruhm und Ehren, Titeln und Würden, der Andere nach Geld und Reichthümern. — Für die Rolle, die Du in der Wissenschaft spielst, ist es vielleicht gleichgiltig, ob Du als wohlhabend giltst; aber für unsere Stellung in der Gesellschaft ist dies von großer Bedeutung."

„Sollen wir uns bei Allem, was wir thun, durch die Rücksicht auf fremde Menschen beeinflussen lassen?"

„Wer zu der guten Gesellschaft gehört und mit ihr lebt, muß sich nach ihr richten. — Ich will, daß bei uns Alles verkehrt, was Berlin an Celebritäten besitzt. Die Größen der Kunst und Wissenschaft, einflußreiche Staatsmänner und Militärs und die Spitzen der Finanzwelt sollen unsere Gäste sein, und die

schönsten Frauen und Mädchen werden mir helfen, sie zu unterhalten und ihnen den Aufenthalt in unserm Hause angenehm und verlockend zu machen."

„Werden unsere Geldmittel zur Ausführung dieser Pläne hinreichen? — Luxuriöse Diners und Soupers für große Gesellschaften können ein Vermögen verschlingen, zumal wenn die Gäste verwöhnt sind und hohe Ansprüche machen."

„Das ist nicht so schlimm, wie Du glaubst. Du sorgst für feine Weine und Cigarren — und darin bist Du ja ein Kenner," setzte sie schelmisch hinzu — „und ich garantire für das Uebrige."

„Und werden die Unbequemlichkeiten und Unkosten, welche uns das gesellschaftliche Leben verursacht, aufgewogen durch die Vortheile und Annehmlichkeiten, die es bringt?"

„Ohne Zweifel, mein Lieber! Du wirst erst dadurch zur vollen Geltung kommen. Man wird Deine Bedeutung erkennen. — Warum solltest Du mit Deinem Wissen, Deiner Begabung und Deinem Rednertalent nicht berufen sein, Minister zu werden? Wie schön muß

das sein, wenn man Excellenz angesprochen wird?"

„Genug!" sagte der Professor und wehrte lächelnd ab.

Sie erörterten diese Fragen bei verschiedenen Gelegenheiten und einigten sich über die Einzelheiten ihrer häuslichen Einrichtung und ihres künftigen Zusammenlebens.

Leonie war jetzt manchmal nachdenklich. Sie überlegte, ob sie es nicht später bereuen werde, wenn sie sich mit Rather vermähle; denn sie befürchtete, daß sie nach außen nicht jenen Glanz entfalten könne, wie sie wünschte. Der Gedanke, daß sie abermals in beengende Verhältnisse gerathen, wie in ihrer ersten Ehe, und genöthigt sein werde, auf manchen Wunsch zu verzichten, erregte ihr Unbehagen. Jetzt war es noch Zeit, die Beziehungen zu Rather zu lösen. —

Das Bild des Marchese tauchte vor ihrer Seele auf. Er war der einzige Sohn eines reichen und vornehmen Mannes. Sein Vater würde ihm, wenn er auch Anfangs die Heirath mit ihr mißbilligte, doch später verzeihen, und dann

hatte sie sofort die angesehene Stellung in der Gesellschaft erreicht, welche sie sich an Rathers Seite erst mühsam erkämpfen sollte.

Da warf sie einen Blick auf ihr Kind und erinnerte sich, mit welcher Liebe es an Rather hing, und wie dieser es wieder liebte. „Er wird Dir ein guter Vater sein und Dich zu einem tüchtigen Manne erziehen. Um Deinetwillen werde ich das Opfer bringen und seine Frau werden," sagte sie leise und beugte sich über den schlafenden Knaben.

Die Zeit, welche sie für ihren Aufenthalt in Norderney festgesetzt hatte, war zu Ende. Zur Nachkur wollte sie einige Wochen im bayerischen Oberlande verweilen.

Den Professor riefen dringende Geschäfte auf einige Tage nach Berlin. Nach Erledigung derselben beabsichtigte er, ebenfalls nach Süddeutschland zu reisen, um sich Leonie anzuschließen. Es wurde verabredet, daß sie sich in Nürnberg treffen sollten.

X.

Rather beeilte sich mit der Abwickelung seiner Angelegenheiten, um Leonie so bald als möglich wiederzusehen. Es war ihm gelungen, damit einen Tag früher fertig zu werden, als er gehofft hatte. Er kam am späten Abend in der alten Reichsstadt Nürnberg an und ließ sofort bei Leonie anfragen, ob er sie besuchen dürfe. Aber der Kellner des Gasthofes kam mit der Meldung zurück, daß sich die Frau Baronin entschuldigen lasse, da sie sich unwohl fühle; dabei zuckte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund.

„Wenn sie krank ist, so ist es meine Pflicht, sofort zu ihr zu eilen. Vielleicht bedarf sie meiner Hilfe?" sagte sich Rather und begab sich zu ihrer Wohnung.

Die Thüre zum ersten Zimmer war nur angelehnt. Er trat ein und fand

Emil, der mit stürmischem Jubelgeschrei auf ihn zueilte und ihn begrüßte. Da öffnete sich das andere Zimmer, und Leonie erschien. Sie war in sichtlicher Verlegenheit. Ihre Wangen waren von einer tiefen Röthe übergossen. Niemals hatte sie schöner und begehrenswerther ausgesehen.

Rather schaute sie mit Entzücken an und wollte sie in seine Arme schließen, als ein lautes Geräusch aus dem Zimmer ertönte, welches Leonie soeben verlassen hatte.

„Wie? Du hast Besuch?“ fragte er erstaunt.

„Der Marchese ist darin,“ verrieth der kleine Emil in kindlicher Schwatzhaftigkeit.

Der Professor schritt hastig zur Thüre des Nebenzimmers und öffnete dieselbe. Er erblickte den Marchese Rizo, welcher auf dem Sopha saß und die Rückkehr Leonies mit Ungeduld erwartete.

Die Letztere hatte unterdessen ihre Fassung wiedergewonnen und sagte im gleichgiltigen Conversationstone:

„Der Marchese hatte die Güte, mir

ein vorzügliches Mittel gegen die fürchterlichen Zahnschmerzen, von denen ich heute den ganzen Tag geplagt worden bin, zu überbringen."

„Dieses Medicament scheint allerdings wunderbar zu wirken; denn es hat, wie ich sehe, augenblicklich geholfen," bemerkte Rather höhnisch zu Leonie. — „Doch wozu die Komödie?" fuhr er fort. „Du hast den Beweis geliefert, daß Du mich nicht liebst, daß Du mich belügst und betrügst." —

„Ich habe nicht Lust, mich beschimpfen zu lassen," erwiderte Leonie, und indem sie sich an den Marchese wandte, sagte sie: „Schützen Sie mich vor den pöbelhaften Beleidigungen dieses Herrn!"

„Wie können Sie die Dreistigkeit haben?" schrie der Marchese den Professor an.

„Schweigen Sie, Sie zudringlicher Bursche!" antwortete ihm Rather und kehrte ihm den Rücken, um das Zimmer zu verlassen.

In diesem Augenblicke sprang ihm der Marchese nach und fiel ihn von rückwärts an, wie ein wüthender Hund.

Er versetzte ihm einen Schlag in den Nacken. Der Professor wandte sich rasch um, faßte ihn bei den Ohren und schüttelte sie tüchtig. Rather war dem entnervten Jüngling an Kräften überlegen und verabreichte ihm mit seinem Spazierstock die wohlverdienten Schläge.

Als er Leonies Zimmer verließ, sah er auf dem Flur vor demselben mehrere Bedienstete des Hotels stehen, welche der Lärm, den die Schlägerei verursachte, herbeigelockt hatte. Sie betrachteten ihn neugierig und ergingen sich in Vermuthungen über die Ereignisse, welche sich hinter den geschlossenen Thüren abgespielt hatten.

Am anderen Morgen wurde dem Professor ein Brief des Marchese übergeben, welcher folgenden Wortlaut hatte:

„Mein Herr!

Sie haben eine Dame beleidigt, welche ich anbete und verehre. Sie haben ferner die Keckheit gehabt, mich mündlich und thätlich zu insultiren. Sie verdienen dafür, von meinem Bedienten durchgeprügelt zu werden. Ich

will mich aber entschließen, — obwohl ich mir dies als Cavalier einem armseligen Schulmeister gegenüber, wie Sie sind, ersparen könnte — Sie zum Duell herauszufordern, und ich glaube, daß ich Ihnen damit eine Ehre erweise, wofür Sie mir Dank schuldig sind. Aber ein anderes Mal unterlassen Sie dies, Sie Einfaltspinsel; sonst geht es Ihnen schlimmer. Dies ist ein guter Rath, den Ihnen ertheilt

der Marchese Rizo."

Der Professor antwortete auf dieses nach Form und Inhalt knabenhafte Schriftstück:

„Mein Herr!

Ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie sich zum Vertreter der Frau Baronin Seldern erklären, da Sie, soviel mir bekannt ist, mit derselben weder verlobt, noch verheirathet, noch irgendwie verwandt sind, und es auch unterlassen, mir mitzutheilen, ob Sie von ihr zu diesem Vorgehen ermächtigt worden sind.

Für den beleidigenden Ausdruck,

welchen ich in der Erregung des Augenblicks gegen Sie gebraucht habe, haben Sie bereits Rache genommen, allerdings nicht in der Weise eines Cavaliers, sondern wie ein gewöhnlicher Hausknecht. Meine Entgegnung war schlagend und mußte Sie unsanft berühren; aber das lag in der Natur der Sache.

Daß Sie Ihre Herausforderung mit Schmähungen begleiten, zeigt, daß Sie den Ton, der in solchen Fällen üblich ist, nicht kennen. Ich überlasse Ihnen übrigens, mich „Einfaltspinsel“ zu schimpfen, wann und wo es Ihnen beliebt; denn mein Name ist in der Wissenschaft der ganzen Welt geachtet, und meine Werke wurden in verschiedene fremde Sprachen übersetzt.

Wenn man Sie aber fragt, was Sie bisher geleistet haben, was werden Sie darauf antworten? — Sie haben Nichts gelernt, womit Sie Ihren Mitmenschen einen Nutzen verschaffen können. Sie sind Nichts und besitzen nur eine maßlose Arroganz, zu welcher Ihnen das Adelsprädicat, das Ihnen als unverdientes Geschenk in die Wiege

gelegt worden ist, nicht die geringste Berechtigung giebt.

Jedermann wird sagen, daß Ihr Leben dem meinigen nicht gleichwerthig ist, und daß ich, abgesehen von den übrigen schon erwähnten Thatsachen, auch aus diesem Grunde das Recht hätte, Ihnen die gewünschte Genugthuung zu verweigern. Wenn ich dennoch Ihre Forderung annehme, so geschieht es, weil sich in mir der ehemalige Corpsstudent regt, der es mir nicht gestattet, dieselbe abzulehnen. Da ich mir aber wegen dieser Angelegenheit die Ruhe meiner Ferien, die mir nach den anstrengenden Arbeiten meiner Berufsthätigkeit ein Bedürfniß ist, nicht verderben will, so verlange ich einen Aufschub für die Erledigung der Sache. Ich werde Ihnen später Zeit und Ort bestimmen, damit sich unsere Zeugen über die weiteren Formalitäten verständigen.

Prof. Dr. Rather."

Während er dies schrieb, erhielt er von Leonie ein Billet, in welchem sie die

Ereignisse des vorhergegangenen Abends beklagte, ihre Unbesonnenheit und Nervosität beschuldigte und ihn um eine Unterredung ersuchte, bevor er von ihr scheide.

Er sandte ihr Abschriften des Briefes, den ihm der Marchese geschickt hatte, sowie seiner Antwort und ließ ihr mittheilen, daß er ihr vor seiner Abreise noch einen Besuch abstatten werde.

Sie empfing ihn mit thränenden Augen und bat ihn um Verzeihung für die Beschimpfungen, zu denen sie Anlaß gegeben habe.

„Du bist mein bester, mein einziger Freund,“ sagte sie mit schluchzender Stimme. „Ich hätte dies beherzigen und Deine Wünsche und Rathschläge mehr befolgen sollen, als ich es gethan habe. Aber ich schwöre Dir, daß ich unschuldig bin, wenn auch die Umstände gegen mich sprechen. Ich habe niemals ein intimes Verhältniß mit dem Marchese gehabt. Unsere Beziehungen waren nur freundschaftlicher Art. Er plaudert angenehm und weiß heitere Geschichten zu erzählen; aber im Grunde ist er doch Nichts

weiter als ein eitler, hohler Mensch! Wie könnte ich ihn Dir vorziehen?"

„Und doch nahmst Du gestern seinen Besuch an, während Du mich abgewiesen hast. — Doch es steht mir nicht zu, Dir Vorwürfe zu machen; denn die Hauptschuld trage ich selbst. Ich war so eitel, zu glauben, daß Du, eine mit allen Vorzügen der Jugend und Schönheit ausgestattete Dame, mich, den an Jahren vorgerückten Mann, liebst. Diesen Fehler muß ich büßen," setzte er ernst hinzu.

„Wie soll ich Deine Vergebung erlangen?"

„Laß uns scheiden in Frieden, mein Kind!" erwiderte Rather. „Wir wollen uns nur der schönen Stunden erinnern, die wir zusammen verlebt, nicht des häßlichen Abschlusses, den sie gestern erhalten haben."

„Also ist Alles zwischen uns aus? Du sagst Dich von mir los?" —

„Von einer ehelichen Verbindung zwischen uns kann nicht mehr die Rede sein; denn ich werde niemals eine Frau heirathen, die mich nicht liebt,

sondern sich mir opfert. — Um dies Dir zu sagen, dazu bin ich hierher gekommen.

Außerdem konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, Dein Kind noch einmal zu sehen und an mein Herz zu drücken, bevor ich Euch verlasse."

Leonie holte ihren Knaben aus dem Nebenzimmer herbei und führte ihn zu Rather. Derselbe küßte Emil und sagte:

„Ich muß verreisen, mein guter Junge! Es wird vielleicht lange Zeit dauern, bis wir uns wiedersehen. Bleibe brav, wie bisher, lerne fleißig und mache Deiner Mutter Freude! Wenn Du größer bist, wirst Du mir manchmal einen Brief schreiben, damit ich erfahre, wie es Dir ergeht."

Er drückte Leonie stumm die Hand und entfernte sich.

Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, warf er sich in einen Lehnsessel und ließ den Thränen, die er mühsam zurückgehalten hatte, freien Lauf. Sein ganzer Körper erbebte und wurde wie von Krämpfen hin und her geworfen. Ein unbeschreiblicher Schmerz durchwühlte sein

Inneres und erfüllte ihn mit einer trostlosen Oede und Traurigkeit.

Zerstört waren die Hoffnungen einer Zukunft voll Freude und Wonne, zerronnen der Traum eines neuen Lebensglücks an der Seite eines abgöttisch geliebten Weibes. Er kam sich vor, wie der Jüngling im Märchen, der dem Phantom eines wunderbar schönen Mädchens nachjagt, welches ihm als das Glück erscheint und in dem Augenblick, da er es ergreifen will, in Nebel zerfließt.

Er hatte in dem Gedanken geschwelgt, daß er bald eine Frau und ein Kind haben werde, denen er den Schatz von Liebe, welcher sich in seinem Herzen angesammelt hatte, widmen könne. Und nun hatte er Beide verloren, noch ehe er sie eigentlich ganz gewonnen hatte. Jetzt war er wieder allein — ganz allein.

Welches Vertrauen hatte er zu Leonie gehabt, und wie war er getäuscht worden! Das war der schwerste Schlag, der ihn je im Leben getroffen. Er wußte nicht, ob er nicht unter der Wucht desselben zusammenbrechen, ob er sich davon jemals

wieder erholen werde. Es war ihm, als ob er sterben müsse, und er sehnte den Tod als eine Erleichterung, als eine Wohlthat herbei. Was konnte ihm das Leben noch bieten?

Die Verzweiflung übermannte ihn, und er dachte daran, seinem Dasein ein Ende zu machen. Er wollte dies auf eine Weise herbeiführen, daß sein Tod nicht als Selbstmord erschien, sondern als Folge eines Unglücks gedeutet werden konnte. Aber dann fragte er sich, ob er ein Recht dazu habe, solange er fähig zur Arbeit sei und der Welt nützen könne. Er dachte an verschiedene wissenschaftliche Aufgaben, die der Lösung harrten, und beschloß, sich aufzuraffen und die Erinnerung an das Geschehene durch die Arbeit zu betäuben.

Als er sich erhob, um sich für die Abreise zu rüsten, da lag es ihm wie Blei in den Gliedern. Er vermochte kaum sich aufrecht zu halten und fühlte sich unendlich müde und matt. Er war an einem Tage um zehn Jahre älter geworden. Welche Jugendkraft durchströmte noch gestern seine Adern, — und

heute kam er sich vor wie ein kranker, gebrochener Greis, der sich mühsam zu seinem Sitz schleppt.

Er begab sich zum Bahnhof, ohne daß er wußte, wohin er reisen solle. Er wollte nur fort, — weit fort von der Stätte, die sein Unglück und seine Schmach gesehen hatte.

XI.

Der Professor kehrte nach Berlin zurück, weil er in seinem Hause die Abgeschiedenheit von den Menschen zu finden hoffte, die er suchte. Seine Bibliothek, seine Manuscripte und Notizen boten ihm reichen Stoff zu Studien und ermöglichten ihm, sich sofort in die Arbeit zu stürzen. Die Thätigkeit erschien ihm als das einzige Heilmittel, welches ihn das Elend des Daseins vergessen machen konnte.

Leonie hatte nach seiner Abreise eine lange Unterredung mit dem Marchese.

„Sie haben mich gestern in unverantwortlicher Weise bloßgestellt," erklärte sie ihm. „Konnten Sie Ihr leidenschaftliches Ungestüm nicht beherrschen? Der Professor ist durch Ihr unvorsichtiges Benehmen zu der Ver=

muthung gedrängt worden, daß ich mit Ihnen ein Liebesverhältniß unterhalte. Er hat mir deutlich zu erkennen gegeben, daß er mich verachtet, und ist im Zorn von mir geschieden. Ich habe an ihm einen väterlichen Freund verloren, dem ich zu vielem Dank verpflichtet bin. Er hatte die Absicht, mein Kind zu adoptiren und für meine Zukunft zu sorgen. Jetzt stehe ich allein da. Niemand nimmt sich meiner an."

„O doch! Ich werde Sie nicht verlassen."

„Bald werden alle Leute denken, wie der Professor," fuhr sie fort. Dabei vergoß sie Thränen. „Mein Ruf ist befleckt. Was haben Sie gethan? Wie können Sie das jemals wieder gutmachen?"

„Ich liebe Sie. Ich bete Sie an," antwortete der Marchese und sank vor ihr auf die Kniee.

„Und womit wollen Sie sich und Ihre Frau ernähren, wenn Ihnen Ihr Vater die Mittel zum Lebensunterhalt verweigert?" fragte Leonie und maß ihn mit schneidender Kälte.

„Mein Vater hat mich sehr gern. Er hat mir erst vor Kurzem 25000 Franken gegeben, um Spielschulden zu bezahlen. Er wird seine Einwilligung zu unserer Heirath geben, wenn er Sie kennen lernt. Ich werde auch meine Mutter bitten, daß sie mich so lange unterstützt, bis er versöhnt ist. Auch von meinem Onkel darf ich Hilfe erwarten.“

„Wir sollen also vom Bettel leben, bis Ihr Herr Vater sich erweichen läßt, mich in Gnaden anzunehmen? O nein, mein Bester!“ setzte sie verächtlich hinzu. „Soweit werde ich mich niemals herabwürdigen.“

„Die Verhältnisse werden sich bald klären,“ warf der Marchese schüchtern ein.

„Dann warten Sie, bis dies geschehen ist! Reisen Sie jetzt zu Ihrer Mutter und versuchen Sie, dieselbe für Ihren Plan zu gewinnen! Wenn sie uns auch keine finanzielle Unterstützung gewähren kann, so wird sie uns doch wenigstens einen moralischen Rückhalt bieten.“

Leonie kehrte mit ihrem Kinde nach Mönchberg zurück.

Der Marchese begleitete sie dorthin und begab sich dann auf das Schloß, welches seine Mutter bewohnte. Er legte ihr eine ausführliche Beichte ab über Alles, was sich in den letzten Tagen ereignet hatte. Er gestand ihr, daß er Leonie liebe und ehelichen wolle, und erzählte ihr sein Zusammentreffen mit dem [illegible]or und die unangenehmen Folgen, [illegible]

Seine Mutter war eine kluge, welterfahrene Dame, welche die Menschen und ihre Leidenschaften kannte. Sie war in früheren Jahren mit Rather zuweilen in Gesellschaften zusammengetroffen und hatte auch in seinem Hause verkehrt, als er mit seiner Frau noch in Mönchberg lebte.

Aus jener Zeit bewahrte sie ihm ein freundschaftliches Wohlwollen, das durch die Achtung, welche sie seiner Bedeutung als Gelehrter zollte, noch gesteigert wurde. Es war ihr daher sehr peinlich und unangenehm, daß sich ihr Sohn zu groben Ausschreitungen gegen den Professor hatte hinreißen lassen.

Als der Marchese ihr mittheilte,

daß die Ehe Rathers getrennt worden sei, brachte sie dieses Ereigniß mit Leonie in Verbindung. Mit echt weiblicher Combinationsgabe errieth sie in ihr die Ursache desselben und folgerte, daß Rather mit der Absicht umgegangen sei, sie zu heirathen, als seine Eifersucht durch ihren Sohn erregt wurde.

Sie empfand gegen Leonie ein natürliches Mißtrauen, wie ja die Frauen stets eine Voreingenommenheit gegen ihr eigenes Geschlecht besitzen, wenn es sich um Herzensangelegenheiten handelt. Dieses Gefühl wurde noch genährt durch die ungünstigen Nachrichten, die ihr über den Charakter und das bisherige Leben Leonies hinterbracht wurden.

„Du spielst keine beneidenswerthe Rolle," sagte sie zu ihrem Sohne, „wenn Du diese Dame zu Deiner Gemahlin erhebst. Ich halte es für zweifellos, daß sie mit dem Professor ein intimes Verhältniß hatte, welches erst dadurch ein Ende fand, daß er ihre Liebeständeleien mit Dir entdeckte."

„Du thust ihr Unrecht," erwiderte der Marchese. „Sie ist rein und unschuldig.

Wenn Du sie kennen würdest, wärest Du davon überzeugt.“

„Und doch hat sie Dich sofort in ihre Netze gezogen, mit Dir einen Briefwechsel begonnen, sich von Dir küssen lassen und mit Dir geheime Zusammenkünfte gehabt.“

„Das thut jede Frau, wenn sie liebt.“

„Du glaubst, daß sie Dich liebt? Bilde Dir doch das nicht ein, mein Sohn! Du warst weder der Erste, noch wirst Du der Letzte sein, der diesen Erfolg bei ihr errang. Sie ist eines jener koketten Wesen, die mit jedem Manne, der ihnen auf ihrem Lebenswege begegnet, Beziehungen anknüpfen und dieselben fortsetzen, solange es ihnen gefällt. Es mag Laune, der Wunsch, sich zu unterhalten, Eitelkeit oder Berechnung sein; aber Liebe ist es nicht. Wenn Du dieses Wort dafür gebrauchst, so weißt Du nicht, was es bedeutet. Frauen dieser Art gehen in Selbstsucht und Oberflächlichkeit auf. Sie sind keiner tiefen, ernsten Neigung zu einem Manne fähig und bleiben ungerührt, wenn ihnen eine solche entgegengetragen wird.

Sie pressen ein Herz, das für sie schlägt, aus und werfen es nachher gleichgiltig bei Seite."

„Leonie gehört nicht dazu. Sie ist herzensgut."

„Lehre mich nicht diese Sirenen kennen! Sie haben mir meine Jugend verbittert und den Frieden meiner Ehe zerstört. Sie haben unschuldsvolle Kinderaugen; aber aus deren Tiefe sprüht ein unheimliches Feuer, welches nicht erwärmt, sondern verzehrt. Wehe dem Manne, der sich von ihnen berücken läßt!"

„Deine unglücklichen Lebenserfahrungen haben Dich verbittert."

„Es wäre ein großes Unglück für Dich und uns, wenn Du Dich mit dieser Dame vermählen würdest. Oder könntest Du es vertragen, daß Deine Frau mit andern Männern vertrauliche Beziehungen und Liebesverhältnisse unterhält und Dich dadurch zum allgemeinen Gespött macht? Ich glaube, Du würdest ihrem Liebhaber oder Dir den Schädel zerschmettern; denn Du bist nicht eine von jenen weichen Naturen, die den Gram in sich verschlucken und langsam daran zu Grunde

gehen. Ich werde gegen diese Heirath protestiren und meinen ganzen Einfluß aufwenden, um sie zu verhindern. Ich will mich zu diesem Zweck auch mit Deinem Vater in Verbindung setzen. Vielleicht gelingt es unsern vereinten Bemühungen, Dich von diesem Schritt abzuhalten?"

Der Marchese vermochte sich den beständigen Warnungen und Bitten seiner Mutter nicht zu verschließen. Die Zweifel an der Aufrichtigkeit und der sittlichen Reinheit Leonies, die er im Stillen zuweilen gehegt hatte, gewannen, da er ihrem persönlichen Einfluß entzogen war, an Stärke und erschienen ihm zuletzt berechtigt. Er schrieb an Leonie seltener und kürzer, und endlich beschloß er, dem Zureden seiner Mutter zu folgen und den Verkehr mit ihr gänzlich abzubrechen.

Das Duell zwischen dem Professor und dem Marchese fand der getroffenen Verabredung gemäß auf Schweizer Boden statt. Die Mutter des Letzteren hatte vergebliche Versuche gemacht, es zu verhüten; aber Keiner von Beiden mochte sich zu einer entschuldigenden Er-

klärung herbeilassen, die den Andern befriedigte.

Sie traten einander als Gegner mit der Waffe gegenüber, ohne daß sie einander im Herzen grollten. Sie sollten sich wegen einer Frau bekämpfen, die sie einst als das Ideal der Weiblichkeit verehrt hatten und jetzt weder achteten noch liebten.

Der Professor hatte den ersten Schuß abgegeben. Er hielt den Lauf der Pistole in die Luft und drückte los; er wollte nicht seinen Gegner treffen. Es wäre ihm als ein schweres Verbrechen erschienen, wenn er der Mutter den einzigen Sohn getödtet hätte.

Der Marchese folgte seinem Beispiele und schoß ebenfalls in's Leere. Nachdem sich dieser Vorgang noch zweimal wiederholt hatte, reichten sich die Gegner zum Zeichen der Versöhnung die Hände. Die Zeugen erklärten, daß den Gesetzen der Ehre Genüge geleistet worden sei. Damit war der zu einer leeren Form herabgesunkene Zweikampf beendet, an dem das Vorurtheil gebildeter Männer mit tyrannischer Unbeugsamkeit festhält.

Der Marchese begab sich von dort nach Rom und unternahm bald darauf eine Reise nach Afrika, wo er in den italienischen Colonien eine amtliche Stellung antrat, die ihm auf Betreiben seines Vaters übertragen worden war.

Leonie war nach einem kurzen Aufenthalt in Mönchberg mit ihrem Kinde in die Schweiz gereist und befand sich in Clarens am Genfer See, wohin sich Frau Rather seit einiger Zeit zurückgezogen hatte. Sie stand mit derselben auch nach deren Ehescheidung in Briefwechsel und wußte daher stets, wo sie weilte.

Sie erklärte bei ihrer Ankunft, daß sie eine unwiderstehliche Sehnsucht, Frau Rather wiederzusehen, empfunden habe.

„Wer Dich kennt, liebe Mama, muß Dir aufrichtige Theilnahme widmen," sagte sie ihr. „Das Benehmen Deines Mannes gegen Dich ist hart und verdammungswerth. Was kann ihn wohl dazu veranlaßt haben?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Frau Rather.

„Ich habe mich über ihn sehr zu beklagen. Er verfolgt mich mit Liebes-

briefen und Anträgen, ist mir sogar in's Seebad nachgereist und hat in demselben Hause Wohnung genommen, in welchem ich abgestiegen war. Er hat mich dadurch in eine widerliche Situation gebracht; denn ich konnte ihn doch nicht so scharf abweisen, als ich es eigentlich thun wollte, da unsere freundschaftlichen Beziehungen mir Rücksichten auferlegten, und ich befürchten mußte, daß er mir Undankbarkeit vorwirft."

„Wie? Er hat sich Dir genähert? — Hat er Dir einen Heirathsantrag gemacht?"

„Ja, aber ich habe ihn rundweg abgelehnt."

„Da hast Du unklug gehandelt, mein Kind! — Du bist die Einzige, der ich den Platz in seinem Herzen gönne, welchen ich einst eingenommen habe. Du würdest ihn mit Deiner Schönheit und Deinen herrlichen geistigen Eigenschaften beglücken, zu großen Ideen anregen, seinen Ehrgeiz anfeuern und ihn weiter führen zu den lichten Höhen des Ruhmes. Wenn seine Wahl auf Dich fällt, so versöhnt mich dies mit meinem Schicksal; denn ich

weiß dann doch wenigstens, daß ich nicht einer Unwürdigen geopfert worden bin."

„Ich mag mein Glück nicht aufbauen auf den Trümmern eines anderen. Ich werde mich niemals entschließen, die Frau eines Mannes zu werden, der ein so edles, gutes Wesen, wie Du bist, verrathen und verstoßen hat."

„Liebst Du meinen Mann?" forschte Frau Rather weiter.

„Wenn ich diese Frage auch bejahen würde — was hätte es für einen Zweck? — Ich würde dieser Neigung stets entsagen — um Deinetwillen."

„Du gutes, herziges Kind," rief Frau Rather aus und schloß sie voll inniger Rührung in ihre Arme.

Die Damen lebten in ungetrübter Freundschaft. Sie lasen, musicirten und malten zusammen und machten gemeinsame Spaziergänge und Fahrten auf dem See und in die Berge, welche sich über Montreux und Clarens erheben. Das anhaltend schöne Herbstwetter forderte zu Ausflügen auf, und die Gegend bot täglich neue Zielpunkte, welche das Auge entzückten.

Frau Rather gewöhnte sich an den Umgang mit Leonie und meinte, daß sie denselben gar nicht mehr entbehren könne. Sie bat sie, immer bei ihr zu bleiben und mit ihr zusammen zu reisen und zu leben.

„Wir sind Beide verwittwet und vereinsamt," sagte sie ihr. „Wir wollen uns aneinander anschließen und gleichsam eine Familie bilden — Du, ich und Dein Emil. Ich habe dann zwei Kinder, für die ich sorgen darf."

Frau Rather war gutmüthig, besaß aber geringe Selbstständigkeit. Stets bestrebt, die Wünsche Anderer zu errathen und zu erfüllen, kam sie allmählich dahin, daß sie sich von ihrer Umgebung leiten und beherrschen ließ. Auch Leonie erlangte bald einen maßgebenden Einfluß auf sie und wußte denselben in geschickter Weise zu ihrem Nutzen zu verwerthen.

Den kommenden Winter wollte Frau Rather in Egypten verbringen. Sie lud Leonie ein, sie dorthin zu begleiten und ihr Gesellschaft zu leisten. Dieselbe erklärte sich bereit dazu, da sie dieses merk-

würdige Land nicht kannte und sich von dem dortigen Aufenthalt interessante Erlebnisse versprach. Den kleinen Emil beschloß man, mitzunehmen; denn Leonie wollte sich nicht von ihm für mehrere Monate trennen und ihn fremden Leuten anvertrauen.

XII.

Während die beiden Damen diese Reisepläne und die dazu nothwendigen Vorbereitungen erörterten, erschien eines Tages der Professor in Clarens. Er hatte sich nach seinem unblutigen Duell mit dem Marchese in einem wenig besuchten, hochgelegenen Luft-Kurort des Berner Oberlandes aufgehalten, wo er die Ereignisse der letzten Wochen in aller Ruhe durchdenken und seine jetzige Lage erwägen konnte.

Seine Gedanken schweiften zurück in die Zeit, da er um seine Frau freite; er erinnerte sich, wie sie trotz des Widerspruchs ihrer Familie treu an ihm festhielt, und wie selig er war, als er sie heimführte. Dann zog das Bild seiner Ehe an ihm vorüber; er dachte daran,

wie seine Gattin ihm allmählich entfremdet worden war, und mußte sich eingestehen, daß er dies vielleicht hätte verhindern können, wenn er sie zur rechten Zeit gestützt und Schwierigkeiten beseitigt hätte, welche ihr unüberwindlich dünkten.

„Aber ist es dazu jetzt wirklich zu spät?“ fragte er sich. „Sollte es nicht möglich sein, die Verhältnisse zu ändern, welche ihr unerträglich sind, und Zustände herbeizuführen wie in den ersten Jahren unserer Ehe?“ —

Er faßte den Entschluß, sie aufzusuchen und sich mit ihr über Alles auszusprechen, was zwischen ihnen vorgefallen war. Durch eine telegraphische Anfrage bei ihrem Advocaten erfuhr er, daß sie sich in Clarens befand, und reiste ihr nach.

Mit Absicht wählte Rather ein anderes Hotel zum Absteigequartier als seine Frau, um ihre Unabhängigkeit nicht zu beeinträchtigen. Er zeigte ihr brieflich seine Ankunft an und bat sie in dringender Weise um eine Unterredung.

Statt ihrer Antwort kam Leonie zu ihm. Rather war nicht wenig betroffen, als er sie erblickte. Er starrte sie an wie

einen bösen Geist und brach in die Worte aus:

„Was thust Du hier? Was willst Du von mir?“

„Deine Frau hat mich gesandt,“ antwortete sie ihm, „um Dir mitzutheilen, daß sie Dich heute Abend erwartet.“

„Wie! Du bist bei meiner Frau?“ fragte er weiter und konnte sich vor Erstaunen kaum fassen.

„Seit wenigen Wochen. Sie findet in meiner Unterhaltung einen Trost in ihrer Vereinsamung, und ich benutzte diese Gelegenheit, um sie mild gegen Dich zu stimmen und Euere Versöhnung anzubahnen. Es ist das Beste, was Ihr thun könnt.“

„Du hast Recht, und ich bin Dir dankbar für Deine Bemühungen. Ich bin zu diesem Zweck hierher gekommen und werde versuchen, die Verzeihung meiner Frau zu erlangen.“

„Wirst Du ihr von unseren Beziehungen erzählen? Wirst Du ihr meine Briefe zeigen, die ich Dir geschrieben habe? Doch nein! Du bist ein Ehrenmann, Du wirst mich schonen. Wenn

Du mich jemals geliebt hast, so erweise mir die Gnade und schweige über das, was ich gethan habe; denn ich könnte sonst Deiner Frau niemals wieder vor die Augen treten."

Der Professor versprach ihr dies, und Leonie kehrte zu Frau Rather zurück.

Zur festgesetzten Stunde erfolgte die Aussprache zwischen den beiden Ehegatten. Rather schilderte seiner Frau seinen seelischen Zustand und bat sie, ihm zu vergeben.

„Ich habe schwer gefehlt gegen Dich," erklärte er ihr, „aber ich bereue es tief. Ich war wie vom Wahnsinn befangen und weder meiner Sinne noch meiner Vernunft mächtig, als ich mich von Dir lossagte. Ein böser Zauber vergiftete mein Gemüth und machte mich hart und herzlos. Aber ich bin jetzt aus diesem Traume erwacht; ich sehe wieder klar und erkenne mein Unrecht. Verzeihe mir und kehre zu mir zurück! Wir wollen wieder zusammen leben, wie ehemals, und der milde Sonnenschein unserer Herbsttage soll uns entschädigen für die wilden Stürme der vorangegangenen Zeit!"

Frau Rather fühlte Mitleid, als sie ihren Gatten in dieser bedrängten Lage vor sich sah. Die Zuneigung zu ihm, die niemals in ihr erstorben war, erwachte, und Erinnerungen an gemeinsam verlebte, glückliche Stunden lebten wieder auf.

Sie reichte ihm die Hand zur Versöhnung, und er drückte einen Kuß darauf. Der Friede zwischen ihnen war geschlossen, und es begann für sie eine neue Lebensperiode.

Leonie reiste am folgenden Tage ab, indem sie eine Erkrankung ihrer Schwiegermutter zum Vorwande nahm, um ihre Rückkehr nach Mönchberg zu begründen.

Der Professor und seine Frau blieben noch zwei Wochen am Genfer See; dann fuhren sie zusammen nach Berlin zurück, hielten sich dort aber nur so lange auf, als die Vorkehrungen zu der Reise nach Egypten, die sie gemeinsam antraten, es nothwendig machten. Rather erbat und erhielt einen mehrmonatlichen Urlaub für historische Untersuchungen, die er in dem alten Pharaonen-Lande anzustellen beabsichtigte.

Als seine Gattin den Wunsch aussprach, daß Leonie sie dorthin begleiten möge, erhob er dagegen entschiedenen Widerspruch. Aus einzelnen Aeußerungen, die er fallen ließ, konnte sie entnehmen, daß er von ihr Gefahren für ihren soeben wiederhergestellten ehelichen Frieden befürchtete. Sie verstand, daß die Erschütterungen desselben mit Leonie im Zusammenhange standen, und errieth das Uebrige.

Die beiden Ehegatten verlebten den ganzen Winter in Egypten. Sie bestiegen die Pyramiden, fuhren auf einem der Cook'schen Dampfer den Nil hinauf und besuchten die Tempel von Dendera und Luxor und die alte Gräberstadt Memphis. Erst im darauffolgenden Frühling kehrten sie nach Deutschland zurück.

Auf Zureden seiner Frau faßte Rather den Entschluß, seine Professur niederzulegen und seinen Wohnsitz in Berlin aufzugeben. Er überreichte dem Unterrichts-Minister das Gesuch, ihn seiner lehramtlichen Verpflichtungen zu entbinden, erhielt aber von ihm ein Schreiben, in welchem er im Interesse der Hochschule aufgefordert

wurde, sie noch weiter zu erfüllen. Da er seine Bitte erneuerte, so wurde ihm unter schmeichelhafter Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Wissenschaft und den Unterricht der Abschied gewährt und ihm sein voller Gehalt als Pension bewilligt. Der Minister wahrte ihm das Recht, auch ferner Vorlesungen an der Universität zu halten, behielt sich seine Wiederverwendung im Staatsdienste vor und übertrug ihm die Leitung der historischen und archäologischen Arbeiten der jungen Gelehrten, welche von der Regierung nach Italien geschickt wurden.

Rather verkaufte sein Haus in Berlin und siedelte nach Florenz über, wo er eine in einem Park gelegene Villa miethete und mit seinen Möbeln, Bildern und Kunstgegenständen ausstattete. Hier versammelte sich an einem bestimmten Abende der Woche eine auserlesene Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, welche in dem gastfreien Hause des Professors willkommene Gelegenheit fanden zum freundschaftlichen Verkehr und zum Austausch ihrer Ideen. Fremde und Ein=

heimische betrachteten es als eine Auszeichnung, an diesem Ort Zutritt zu erhalten. Wenn man wissen wollte, welche Personen von Bedeutung Florenz in seinen Mauern beherbergte, so konnte man dies an den dortigen Empfangstagen sehen.

Es mochte ungefähr ein Jahr verflossen sein, seitdem Rather und seine Frau in Florenz ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, als eines Tages Leonie mit ihrem Kinde bei ihnen erschien.

Sie hatte sich auffallend verändert. Ihr Gesicht war bleich und blutleer, und den Lippen fehlte die frische Röthe, die sie früher geziert hatte. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren glanzlos und von breiten, dunklen Rändern umgeben. Sie hatte ihre stolze Haltung verloren und schien sich nur mit Mühe aufrecht zu halten.

Sie erzählte, daß sie im vorhergegangenen Winter von der Influenza ergriffen worden war und nachher an einer Lungen- und Brustfell-Entzündung erkrankte, während welcher sich ein Exsudat bildete, das seit Monaten an ihren Kräften zehrte. Ein

beständiger Husten, der ihr den nächtlichen Schlaf raubte, quälte sie, und sie fühlte sich außerordentlich matt und abgeschlagen. Die Aerzte hatten ihr einen längeren Aufenthalt im Süden empfohlen, von dem sie die ersehnte Genesung erwartete.

Der Professor und seine Frau nahmen sie mit der Herzlichkeit, die einst zwischen ihnen bestanden hatte, bei sich auf. Sie trachteten, ihr alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verschaffen, welche die Kranke bedurfte; aber das Leiden machte rasche Fortschritte.

Leonie konnte das Haus nicht mehr verlassen; sie verbrachte ihre Tage im Bett oder auf einer Ottomane liegend. Der Husten und Auswurf vermehrten sich, die Schwäche nahm zu; es traten reichliche Schweiße des Nachts und heftige Durchfälle auf, und Niemand außer der Kranken zweifelte daran, daß ihr Ende bevorstehe.

„Ich habe Euch Vieles abzubitten,“ sagte sie wenige Tage vor ihrem Tode, als Rather und seine Frau an ihrem Bett saßen. „Ihr seid immer gut und wahr zu mir gewesen; ich aber war gegen Euch falsch, heuchlerisch und schlecht. — Was

soll ich zu meiner Entschuldigung sagen? — Da muß ich weit zurückgreifen — auf meine Kindheit, auf meine Erziehung.

Meinen Vater habe ich kaum gekannt; er starb, als ich im frühesten Lebensalter stand. Meine Mutter war verbittert durch große finanzielle Verluste, beständig krank und hatte nicht Lust, sich mit mir zu beschäftigen. Sie überließ mich dem Umgange mit unseren Dienstboten, die mich umschmeichelten. Als ich emporwuchs und meine reichen Geistesanlagen sich entwickelten, wurde mir gesagt, daß ich klug und schön sei und die höchsten Ansprüche an das Leben stellen dürfe. Ich träumte, daß ein Fürst oder ein Millionär sich um meine Hand bewerben werde. — Da eröffnete mir meine Mutter, daß sie ihr Vermögen durch unglückliche Speculationen verloren und die kümmerlichen Ueberreste desselben aufgezehrt habe. Sie ermahnte mich, sobald als möglich zu heirathen, damit ich vor dem Elend oder der Schande bewahrt bleibe. Ich befolgte ihren Rath und wählte einen Mann, von dessen Geldmitteln und Einnahmen ich die Befriedigung meiner Wünsche erwarten

durfte. — Er starb, und ich stand unversorgt und hilflos in der Welt. Ich beschloß, die wiedererlangte Freiheit theuer zu verkaufen und nur dann ein Ehebündniß einzugehen, wenn es mir die sichere Aussicht gewährte, daß ich die hervorragende Rolle in der Gesellschaft spielen konnte, zu der ich mich berechtigt und berufen glaubte. Um dieses Ziel zu erreichen, scheute ich vor keinem Mittel zurück. Ich entwarf Pläne, führte Intriguen durch und handelte schlecht gegen Alle, die mir im Wege standen. — Gut und liebevoll gegen die Mitmenschen zu sein, ist leicht für diejenigen, welchen das Glück lächelt. Wer aber, wie ich, gezwungen wird, um's Dasein zu kämpfen, der darf nicht ängstlich zurückweichen, wenn er mit seinen Armen den Nachbar berührt und ihm wehe thut. Hatte ich nicht ebensoviel Recht auf einen bevorzugten Platz im Leben, als Andere, denen ein günstiges Geschick denselben eingeräumt hat? — Warum sollte ich nicht trachten, mich an deren Stelle zu setzen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot? — Meine Jugend war liebeleer, und ich habe niemals das

süße Gefühl genossen, von einer Mutter mit dem Herzen erwärmt zu werden. Die zarten Empfindungen des Gemüths wurden in meiner Kindheit nicht gepflegt und verdorrten, und die Keime dazu, welche im späteren Leben gelegt wurden, erstickten unter dem Wust eines oberflächlichen Gesellschaftstreibens. So bin ich das geworden, was ich bin. — Erst nach schwerem Ringen, erst während meines langen Krankenlagers gelangte ich zu der Erkenntniß, daß die Wege, auf welchen ich bisher gewandelt bin, sündhaft waren. Wenn mir die Natur die Gesundheit zurückgiebt, dann werde ich gut und edel sein und nach jenen Zielen streben, welche die wahren Güter des Lebens verheißen. — Ihr aber, meine besten Freunde, die ich jemals gehabt habe, vergeßt das Vergangene und verzeiht!"

Ihr Lebenslicht flackerte nur noch schwach und erlosch allmählich. Unter einer alten Cypresse wurde ihr ein Grab gegraben, und ihr Leichenstein erhielt die von ihr selbst gewählte Inschrift: „Hier schläft Leonie. Sie wurde geliebt von Denen, welchen sie Böses that."

Der kleine Emil blieb in dem Hause des Professors und wurde von ihm später als Sohn adoptirt. Er machte den Pflege-Eltern durch seine Begabung und seine Lernbegierde große Freude und entschädigte sie für den Kummer, den ihnen einst seine Mutter bereitet hatte.